

25.225

Der Kaiser in Feldgrau





ГРАДСКА БИБЛИОТЕКА
„РАДОЈЕ ДОМАНОВИЋ“
ПЕСКОВАЦ



In ähnlicher Ausstattung ist ferner erschienen:

„Bei Kaisers“. Aus dem Familienleben des Kaiserhauses. Mit zwei Porträtbeilagen sowie den Abbildungen der Exlibris unseres Kaiserpaars. 35. bis 45. Auflage. Preis brosch. M. 2.—, gebd. M. 3.—.

„Bei Kronprinzens“. Aus dem Familienleben des Kronprinzenhauses. Mit 2 Porträtbeilagen sowie 2 Abbildungen der beiden Exlibris des Kronprinzenpaares. 25. bis 35. Auflage. Preis brosch. 2.— geb. 3.—

„Bei Hindenburg“. Von seinem Leben und seinem Wirken. 10. Auflage. Mit zwei Bildbeilagen. Preis brosch. M. 2.—, gebd. M. 3.—.

Johannes Baum Verlag, Berlin NW 87.

25.225

Број читаоца

Читалац

3276

Ernstes und Fleißiges

Занимање

Der Kaiser in

Адреса

Feldbogen

Сигнатура
књигедатум
враћањаСигнатура
књигеДатум
враћања

Одељење

Др.

Струка

III

9

[illegible]

Der Kaiser in Feldgrau

Ernstes und Heiteres
Bayerischer Landesausschuss
für Soldatenheime

No. 4630

21. 30. Julian



Berlin NW. 87

Johannes Baumbach

НАРОДНА БИБЛИОТЕКА
ГРАДА ЛЕСНОВЦА

Бр. 3376

Одељење

Струка

Alle Rechte von Johannes Baum Verlag, Berlin NW 87, vorbehalten
Copyright 1915 by Johannes Baum Verlag, Berlin NW 87

Wie der Kaiser zum Kriege fuhr.

Der Kriegsausbruch. — Wie der Kaiser mit Frankreich Frieden halten wollte. — Stiftung des Eisernen Kreuzes. — Die Reichstagsführung. — Der Kaiser und der Ausbruch der Truppen ins Feld. — Wie der Kaiser zum Kriege fuhr.

Der Zeitpunkt des Ultimatus an Rußland war abgelaufen, ohne daß eine Antwort gekommen war. Der Kaiser wartete noch . . . Immer hatte er noch die Hoffnung . . . aber Stunde auf Stunde verrann und kostbare Zeit konnte verloren gehen. Unter den Bänden befand sich die Menge in ungeheurer Aufregung. Plötzlich fauste ein Automobil die Bänder entlang. Ein Offizier stand darin und rief: „Mobilmachung!“ Brausender Jubel erhob sich. Aber man wollte die Botschaft nicht glauben. Da marschierte eine kleine Abteilung Soldaten unter Führung eines Leutnants auf. Trommelwirbel . . . Mit lauter Stimme las der Leutnant vor, daß der Kaiser die Mobilmachung angeordnet habe. Dann kamen Extrablätter und verbreiteten den amtlichen Befehl in Hunderttausenden von Exemplaren. Später fuhr der Kaiser aus, und der nicht endenwollende Jubel zeigte ihm, daß er sein Volk hinter sich habe. Wie schwer sich der Kaiser dazu entschloß, die Mobilmachung zu bestimmen, geht aus einer Aeußerung hervor, die bei Ausbruch des Krieges von den Franzosen mitgeteilt

wurde. Als man den Kaiser in den letzten Tagen der schwarz heraufziehenden politischen Wetterwolken dazu bewegen wollte, den Gegnern zuvorzukommen und lieber gleich den Krieg zu erklären, antwortete Wilhelm II.: „Ehe man mich dazu bringt, den Mobilmachungsbefehl zu unterschreiben, wird man mich dreimal darum angehen müssen.“ Am nächsten Tage erließ der Kaiser an sein Volk einen Aufruf, in dem er alle aufforderte, mit ihm gemeinsam vor Beginn des schrecklichen Waffenganges zu beten:

Ich bin gezwungen, zur Abwehr eines durch nichts gerechtfertigten Angriffs das Schwert zu ziehen und mit aller Deutschland zu Gebote stehenden Macht den Kampf um den Bestand des Reiches und unsere nationale Ehre zu führen. Ich habe Mich während Meiner Regierung ernstlich bemüht, das deutsche Volk vor Krieg zu bewahren und ihm den Frieden zu erhalten. Auch jetzt ist es Mir Gewissenssache gewesen, wenn möglich den Ausbruch des Krieges zu verhüten; aber Meine Bemühungen sind vergeblich gewesen. Keinen Gewissens über den Ursprung des Krieges, bin Ich der Gerechtigkeit unserer Sache vor Gott gewiß. Schwere Opfer an Gut und Blut wird die dem deutschen Volke durch feindliche Herausforderung aufgedrungene Verteidigung des Vaterlandes fordern. Aber ich weiß, daß Mein Volk auch in diesem Kampf mit der gleichen Treue, Einmütigkeit, Opferwilligkeit und Entschlossenheit zu Mir steht, wie es in früheren schweren Tagen zu Meinem

in Gott ruhenden Großvater gestanden hat. Wie Ich von Jugend auf gelernt habe, auf Gott den Herrn Meine Zuversicht zu setzen, so empfinde Ich in diesen ernsten Tagen das Bedürfnis, vor Ihm Mich zu beugen und Seine Barmherzigkeit anzurufen. Ich fordere Mein Volk auf, mit Mir in gemeinsamer Andacht sich zu vereinigen und mit Mir am 5. August einen außerordentlichen allgemeinen Bettag zu begehen. An allen gottesdienstlichen Stätten im Lande versammle sich an diesem Tage mein Volk in ernster Feier zur Anrufung Gottes, daß Er mit uns sei und unsere Waffen segne. Nach dem Gottesdienst möge dann, wie die dringende Not der Zeit es erfordert, ein Jeder zu seiner Arbeit zurückkehren.

Ich erwarte, daß alle zuständigen Stellen das zur Ausführung dieses Erlasses Erforderliche unverzüglich anordnen werden.

Berlin im Schloß, den 2. August 1914.

Wilhelm I. R.
von Trost zu Solz.

An den
Minister der geistlichen und
Unterrichtsangelegenheiten.

Nun nahm das Schicksal seinen blutigen Lauf. Der Kaiser hoffte, daß vielleicht Frankreich sich werde die Segnungen des Friedens bewahren wollen und ließ die Regierung der Republik, die gar keine Veranlassung zum Kriege hatte, anfragen,

ob sie neutral bleiben wolle. Sie antwortete, daß sie tun würde, was ihre Interessen ihr gebieten. Diese geheimnisvolle Antwort bedeutete den Krieg, nur daß sich die französische Regierung über ihre Interessen täuschte.

Wie der Kaiser mit Frankreich Frieden halten wollte.

Die ganze Regierungszeit unseres Kaisers war schon von Anfang an mit Huldbeweisen für Frankreich erfüllt, durch die der Kaiser den Franzosen zeigen wollte, daß er an keinerlei kriegerische Auseinandersetzungen, sondern nur an ein friedliches Zusammenarbeiten der beiden Völker dachte. Da jetzt von der feindlichen Presse stets behauptet wird, daß unser Kaiser den Krieg mit Frankreich gewollt habe, so seien zum Beweise des Gegenteils folgende Tatsachen festgestellt: Schon im Jahre 1888 nahm der Kaiser Gelegenheit, den Franzosen seine freundliche Gesinnung zu beweisen, indem er Befehl gab, daß die Gebeine des Generals Carnot aus Magdeburg nach Paris mit militärischem Geleite gebracht werden sollten. Zwei Jahre später hatte er die französischen Vertreter der „Internationalen Arbeiterschulkonferenz“ in ungewöhnlichem Maße ausgezeichnet. Er nahm auch hier Gelegenheit, gegenüber dem Franzosen Jules Simon seine Friedensliebe zu betonen. Er wies dabei in einer Ansprache an diesen Abgeordneten darauf hin, daß er den Mann für einen Verbrecher oder einen Narren halte, der noch einmal diese beiden starken Völker in einen Krieg heßen



Phot. H. Gutschmann, Berlin
Der Kaiser in Feldgrau



wollte. Poincaré kann sich heute diese Worte, die damals der junge Monarch sprach, zu Herzen nehmen, und wenn er will, beide Ehrentitel auf sich beziehen. Die Geschichte wird ihm jedenfalls beweisen, daß er diese beiden Namen vollauf verdient. Von Frankreich wurden diese beiden großen Freundschaftsbeweise des Kaisers aber nicht gewürdigt, der Rachegeanke war immer noch lebendig und fand in Anfeindungen der Deutschen seinen Ausdruck. Die Franzosen scheuten sich sogar nicht, die Mutter des Kaisers, die Kaiserin Friedrich, bei ihrem Besuche in Paris im Jahre 1891 zu beleidigen.

Der Kaiser setzte aber trotzdem unbeirrt durch französischen Haß seinen Versöhnungsgedanken immer weiter in die Tat um. In demselben Jahr, in dem seine Mutter beleidigt worden war, nannte er in einer Rede bei der Taufe der „Weissenburg“ die Franzosen den „ritterlichen Gegner der Deutschen im Kriege 70“.

Bei der Ermordung des französischen Präsidenten Carnot schickte der Kaiser mit einem Beileidstelegramm einen prachtvollen Kranz in das Trauerhaus und begnadigte mehrere französische Spione, um den Franzosen sein Mitgefühl zum Ausdruck zu bringen.

Von keiner größeren Feier, zu der die Vertreter fremder Völker eingeladen wurden, wurde Frankreich ausgeschlossen, trotzdem die französische Presse sich jedesmal in ironischen und ge-

hässlichen Bemerkungen gegen den Kaiser und das deutsche Volk erging. Der Kaiser ließ sich aber durch dieses Betragen der Franzosen nicht abschrecken und gab Befehl, daß zur Einweihung des „Kaiser Wilhelm-Kanals“ auch Vertreter Frankreichs geladen wurden. Natürlich wurden die französischen Gäste stets glänzend aufgenommen. Als aber aus Anlaß einer Autofahrt durch Frankreich Angehörige des deutschen Kaiserhauses das Land besuchen wollten, gab es feindliche Stimmen und arge Verlegenheit der Regierung.

Unter allen den weiteren Gunstbezeugungen, die der Kaiser an die französische Adresse richtete, seien nur noch zwei erwähnt, da sie für den friedlichen Sinn des Kaisers besonders bezeichnend sind. Man wird sich noch erinnern, daß im Jahre 1897 in Paris die Halle, in der ein großes Wohltätigkeitsfest abgehalten wurde, abbrannte und viele Menschen unter ihren Trümmern begrub. An diesem Tage war unser Kaiser der erste, der dem französischen Volke zu diesem schrecklichen Unglücke sein Beileid ausdrückte und zugleich für die Angehörigen der Verunglückten eine Summe von 10 000 Franken zur Vinderung der Not stiftete.

Im nächsten Jahre nahm der Kaiser sogar Gelegenheit, ein französisches Schiff, die „Iphigenie“, zu besuchen und sich in sehr lobender Weise über das Aussehen und die Leistungen der Mannschaften auszusprechen. Die Offiziere wurden damals sogar zur Frühstückstafel des Kaisers gezogen. In einem Telegramm an den Präsidenten

ten gab der Kaiser seiner Bewunderung der französischen Mannschaften Ausdruck.

Nichts aber hat gescheitert. Das verblendete Frankreich blieb stets auf der feindlichen Seite und suchte nur eine Gelegenheit, um dem verhassten Deutschland den Krieg zu erklären. Auchlos aber ist es, unserem Kaiser vorzuwerfen, daß er den Krieg mit Frankreich gesucht habe.

Der Kaiser und der Kriegs-Reichstag.

Schlag auf Schlag erfolgte jetzt. Zuerst wurden die Vertreter des Volkes zusammenberufen, um über die neue Lage zu beraten. Der feierlichste und größte Augenblick des Reichstages wird durch eine Thronrede des Kaisers im „Weißen Saal“ des kgl. Schlosses eingeleitet.

Es ist Mittagszeit. Langsam füllt sich der Saal mit Abgeordneten. Dann kommen hohe Beamte — die meisten in Uniform —, es fallen drei japanische Offiziere auf, und niemand dachte an den schamlosen Streich, den sie in kurzem gegen uns führen wollten. In der Mitte einer Seite steht der Thron. Nun naht der Bundesrat unter Vortritt des Reichskanzlers. Auf der Galerie wird es lebendig. . . Die Kaiserin kommt, mit ihr die Kronprinzessin und die Prinzessinnen. Nun naht der Kaiser . . . Zum erstenmal erscheint er in Felduniform . . . Auch dadurch deutet er den Krieg an. Drei Hurras ertönen! Der Kanzler übergibt dem Kaiser die Thronrede, der sie mit kraftvoller Stimme verkliest:

Geehrte Herren!

In schicksalschwerer Stunde habe Ich die gewählten Vertreter des deutschen Volkes um Mich versammelt. Fast ein halbes Jahrhundert lang konnten wir auf dem Weg des Friedens verharren. Versuche, Deutschland kriegerische Neigungen anzudichten und seine Stellung in der Welt einzunengen, haben unseres Volkes Geduld oft auf harte Proben gestellt. In unbeirrbarer Redlichkeit hat Meine Regierung auch unter herausfordernden Umständen die Entwicklung aller sittlichen, geistigen und wirtschaftlichen Kräfte als höchstes Ziel verfolgt. Die Welt ist Zeuge gewesen, wie unermülich wir in dem Drang und den Wirren der letzten Jahre in erster Reihe standen, um den Völkern Europas einen Krieg zwischen Großmächten zu ersparen.

Die schwersten Gefahren, die durch die Ereignisse am Balkan heraufbeschworen waren, schienen überwunden. Da tat sich mit der Ermordung Meines Freundes, des Erzherzogs Franz Ferdinand, ein Abgrund auf. Mein hoher Verbündeter, der Kaiser und König Franz Josef, war gezwungen, zu den Waffen zu greifen, um die Sicherheit seines Reiches gegen gefährliche Umtriebe aus einem Nachbarstaat zu verteidigen. Bei der Verfolgung ihrer berechtigten Interessen ist der verbündeten Monarchie das russische Reich in den Weg getreten. An die Seite Oesterreich-Ungarns ruft uns nicht nur unsere Bündnispflicht. Uns fällt

zugleich die gewaltige Aufgabe zu, mit der alten Kulturgemeinschaft der beiden Reiche unsere eigene Stellung gegen den Ansturm feindlicher Kräfte zu schützen.

Mit schwerem Herzen habe Ich meine Armee gegen einen Nachbar mobilisieren müssen, mit dem sie auf so vielen Schlachtfeldern gemeinsam gekämpft hat. Mit aufrichtigem Leid sah Ich eine von Deutschland treu bewahrte Freundschaft zerbrechen. Die kaiserlich russische Regierung hat sich, dem Drängen eines unersättlichen Nationalismus nachgebend, für einen Staat eingesetzt, der durch Begünstigung verbrecherischer Anschläge das Unheil dieses Krieges veranlaßte. Daß auch Frankreich sich auf die Seite unserer Gegner gestellt hat, konnte uns nicht überraschen. Zu oft sind unsere Bemühungen, mit der französischen Republik zu freundlicheren Beziehungen zu gelangen, auf alte Hoffnungen und alten Groll gestoßen.

Geehrte Herren! Was menschliche Einsicht und Kraft vermag, um ein Volk für die letzten Entscheidungen zu wappnen, das ist mit Ihrer patriotischen Hilfe geschehen. Die Feindseligkeit, die im Osten und im Westen seit langer Zeit um sich gegriffen hat, ist nun zu hellen Flammen aufgelodert. Die gegenwärtige Lage ging nicht aus vorübergehenden Interessenkonflikten oder diplomatischen Konstellationen hervor, sie ist das Ergebnis eines seit langen Jahren tätigen Uebelwollens gegen Macht und Gedeihen des Deutschen Reiches.

Uns treibt nicht Eroberungslust, uns beseelt

der unbeugjame Wille, den Platz zu bewahren, auf den Gott uns gestellt hat, für uns und alle kommenden Geschlechter.

Aus den Schriftstücken, die Ihnen zugegangen sind, werden Sie ersehen, wie Meine Regierung und vor allem Mein Kanzler bis zum letzten Augenblick bemüht waren, das Aeußerste abzuwenden. In aufgedrungener Nothwehr mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert.

An die Völker und Stämme des Deutschen Reichs ergeht Mein Ruf, mit gesamter Kraft, in brüderlichem Zusammenstehen mit unseren Bundesgenossen, zu verteidigen, was wir in friedlicher Arbeit geschaffen haben. Nach dem Beispiel unserer Väter fest und getreu, ernst und ritterlich, demütig vor Gott und kampfesfroh vor dem Feind, so vertrauen wir der ewigen Allmacht, die unsere Abwehr stärken und zu gutem Ende lenken wolle!

Auf Sie, geehrte Herren, blickt heute, um seine Fürsten und Führer geschart, das ganze deutsche Volk.“

Plötzlich legte der Kaiser das Blatt fort und spricht jetzt als Landesvater zu seinen Landeskindern folgende Worte:

„Sie haben gelesen, Meine Herren, was Ich zu meinem Volke vom Balkon des Schlosses aus gesagt habe. Ich wiederhole, Ich kenne keine Parteien mehr, Ich kenne nur Deutsche (stürmisches Bravo!), und zum Zeugen dessen, daß Sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschiede, ohne Ständes- und Konfessionsunterschiede zusammenzuhal-

ten, mit Mir durch dick und dünn, durch Not und Tod zu gehen, fordere Ich die Vorstände der Parteien auf, vorzutreten und Mir dies in die Hand zu geloben.“

Der große Augenblick ist vorüber. Es blieb dem Kaiser nur noch übrig, sich persönlich an sein Heer und sein ganzes Volk zu wenden. Am 6. August erließ er folgende Aufrufe, nachdem er schon einen Tag vorher das Eiserne Kreuz, das bereits in den Kriegen 1813 und 1870 die Helden geschmückt hatte, erneuert hatte:

An das deutsche Heer und die deutsche Marine!

Nach dreiundvierzigjähriger Friedenszeit rufe Ich die deutsche wehrkräftige Mannschaft zu den Waffen.

Unsere heiligsten Güter, das Vaterland, den eigenen Herd gilt es gegen ruchlosen Ueberfall zu schützen!

Feinde ringsum! Das ist das Kennzeichen der Lage. Ein schwerer Kampf, große Opfer stehen uns bevor.

Ich vertraue, daß der alte kriegerische Geist noch in dem deutschen Volke lebt, jener gewaltige kriegerische Geist, der den Feind, wo er ihn findet, angreift, koste es, was es wolle, der von jeher die Furcht und der Schrecken unserer Feinde gewesen ist.

Ich vertraue auf Euch, Ihr deutschen Soldaten! In jedem von Euch lebt der heiße, durch nichts zu bezwingende Wille zum Siege. Jeder von Euch weiß, wenn es sein muß, wie ein Held zu sterben.

Gedenkt unserer großen ruhmreichen Vergangenheit! Gedenkt, daß Ihr Deutsche seid!

Gott helfe uns!

Berlin, Schloß, den 6. August 1914.

Wilhelm.

An das deutsche Volk!

Seit der Reichsgründung ist es durch 43 Jahre Mein und Meiner Vorfahren heißes Bemühen gewesen, der Welt den Frieden zu erhalten und im Frieden unsere kraftvolle Entwicklung zu fördern. Aber die Gegner neiden uns den Erfolg unserer Arbeit.

Alle offenkundige und heimliche Feindschaft von Ost und West, von jenseits der See, haben wir bisher ertragen im Bewußtsein unserer Verantwortung und Kraft. Nun aber will man uns demütigen. Man verlangt, daß wir mit verschränkten Armen zusehen, wie unsere Feinde sich zu tückischem Ueberfall rüsten, man will nicht dulden, daß wir in entschlossener Treue zu unserem Bundesgenossen stehen, der um sein Ansehen als Großmacht kämpft und mit dessen Erniedrigung auch unsere Macht und Ehre verloren ist.

So muß denn das Schwert entscheiden. Mitten im Frieden überfällt uns der Feind. Darum auf zu den Waffen! Jedes Schwanken, jedes Zögern wäre Verrat am Vaterlande.

Um Sein oder Nichtsein unseres Reiches handelt es sich, das unsere Väter sich neu gründeten. Um Sein oder Nichtsein deutscher Macht und deutschen Wesens.

Wir werden uns wehren bis zum letzten Hauch von Mann und Roß. Und wir werden diesen Kampf bestehen auch gegen eine Welt von Feinden.

Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war.

Vorwärts mit Gott, der mit uns sein wird, wie er mit den Vätern war.

Berlin, den 6. August 1914.

Wilhelm.

Auch die Kaiserin erließ, dem Beispiel ihres Gemahls folgend, an die deutschen Frauen einen Aufruf, um sie zur Mitarbeit an der großen Sache des Vaterlandes aufzufordern:

An die deutschen Frauen!

Dem Rufe seines Kaisers folgend, rüstet sich unser Volk zu einem Kampf ohnegleichen, den es nicht heraufbeschworen hat, und den es nur zu seiner Verteidigung führt.

Wer Waffen zu tragen vermag, wird freudig zu den Fahnen eilen, um mit seinem Blute einzustehen für das Vaterland.

Der Kampf aber wird ein ungeheurer und die Wunden unzählige sein, die zu schließen sind. Darum rufe ich Euch, deutsche Frauen und Jungfrauen und alle, denen es nicht vergönnt ist, für die geliebte Heimat zu kämpfen, zur Hilfe auf. Es trage jeder nach seinen Kräften dazu bei, unseren Gatten, Söhnen und Brüdern den Kampf leicht zu machen. Ich weiß, daß in allen Kreisen unseres Volkes ausnahmslos der Wille besteht, diese hohe

Pflicht zu erfüllen. Gott der Herr aber stärkte uns zu dem heiligen Liebeswerk, das auch uns Frauen beruft, unsere ganze Kraft dem Vaterlande in seinem Entscheidungskampfe zu weihen.

Wegen der Sammlung freiwilliger Hilfskräfte und Gaben aller Art sind weitere Bekanntmachungen von denjenigen Organisationen bereits ergangen, denen diese Aufgabe in erster Linie obliegt und deren Unterstützung vor allem vonnöten ist.

Berlin, den 6. August 1914.

Auguste Victoria.

Nun folgten für den Kaiser einige Tage harter Arbeit in der Heimat. Es galt, den Aufmarsch des Millionenheeres zu bewältigen und täglich Entschlüsse von ungeheurer Tragweite zu fassen. Der Kaiser nahm selbst Anteil an jedem kleinsten und größten Vorgang, der den Aufmarsch des Heeres in Feindesland betraf. Er besuchte die Bahnhöfe, wo die Truppentransporte durchkamen, um sich von seinen Soldaten zu verabschieden, und war unermüdlich tätig, jedem ein gutes Wort zu sagen. An ein Jägerbataillon hielt er auf dem Bahnhof Tempelhof folgende Ansprache:

„Ihr wißt, daß Ich auf die grüne Farbe viel halte! Schlagt Euch gut und zeigt, was ihr könnt!“

Auch die jungen Kadetten ließ er nicht ins Feld ziehen, ohne sich von ihnen mit folgenden Worten zu verabschieden:

„Kadetten! Schon in früher Jugend schickte Ich euch hinaus zu Meinen Regimentern, um als Füh-

rer an der Spitze Meiner braven Truppen gegen den Feind zu kämpfen. Alle moralischen Eigenschaften, die man im Kadettenkorps hineingepflanzt hat in euer junges Herz, sollt ihr hinaustragen in die Armee: Rücksichtslose Tapferkeit, kaltes Blut, klaren Kopf. In schweren Zeiten „Kopf hoch“ und Gottvertrauen. Dann werdet ihr Meine Truppen zum Siege führen. An historische Beispiele brauche Ich euch nicht zu erinnern, das habt ihr ja gelernt. Jedenfalls, sollte uns Gott der Herr den Sieg schenken, so bitte Ich Mir aus, daß der „Choral von Leuthen“ nicht fehlt. Nun zieht hinaus mit Gott! Adieu, Kadetten!“

Der Kaiser erinnerte hier an die in Bild und Lied festgehaltene Szene vom Abend des Sieges bei Leuthen: im Lager wurde, erst vereinzelt angestimmt, dann von Regiment zu Regiment sich fortpflanzend, „Nun danket alle Gott“ gesungen.

Nun, nachdem alle Vorbereitungen zu dem Kriege vollendet waren und unsere Truppen schon den ersten jungen Siegeslorbeer errungen hatten, hielt es den Kaiser nicht mehr in Berlin. Wie sein Großvater und sein Vater wollte er in den schweren Zeiten der Kriegsnot unter seinen Truppen weilen, um mit ihnen Freud und Leid zu teilen. Es war am frühen Morgen des 16. August 1914. Niemand hatte etwas von der Absicht des Kaisers, Berlin zu verlassen, erfahren. Trotzdem hatte sich vor dem Schloß eine große Menschenmenge eingefunden, die den Kaiser begrüßen wollte. Da erschien das Auto. Glück- und Segenswünsche wurden ihm zugerufen.

Tücher wurden zum Abschied geschwenkt. Und immer wieder grüßte der Kaiser sein Volk, dabei wurde sein ernstes Gesicht für einen Augenblick froh. Kurz vor seiner Abreise hatte er sich von der Berliner Bevölkerung mit folgendem Gruß verabschiedet:

„Der Fortgang der kriegerischen Operationen nötigt Mich, Mein Hauptquartier von Berlin zu verlegen. Es ist Mir ein Herzensbedürfnis, der Berliner Bürgerschaft mit Meinem Lebenswohl innigsten Dank zu sagen für alle die Kundgebungen und Beweise der Liebe und Zuneigung, die Ich in diesen großen und schicksalsschweren Tagen in so reichem Maße erfahren habe. Ich vertraue fest auf Gottes Hilfe, auf die Tapferkeit von Heer und Marine und die unerschütterliche Einmütigkeit des deutschen Volkes in den Stunden der Gefahr. Unserer gerechten Sache wird der Sieg nicht fehlen.

Berlin im Schloß, den 16. August 1914.

Wilhelm I. R.“

Und nun fuhr er hinaus gen Mainz ins Feld, einer schweren Zeit, aber einer neuen und größeren Zukunft entgegen, um sieggekrönt und mächtiger denn je wieder zurückzukehren.

Die Ausrüstung des Kaisers.

Die Felduniform des Kaisers. — Die „Kriegsweste“ des Kaisers.
— Die Schwerter des Kaisers und der Prinzen.

Die Felduniform des Kaisers.

Der Kaiser ist in den Krieg gezogen und hat zum erstenmal die Felduniform beständig angelegt, die auf seine Anregung zum Schutze der Soldaten entstanden ist. Die Felduniformen des Kaisers unterscheiden sich natürlich in keiner Beziehung von denen aller anderen Offiziere, da er auch bei seinen eigenen Uniformen auf strengste Einhaltung aller Vorschriften Gewicht legt. Natürlich werden mehrere Felduniformen ins Hauptquartier des Kaisers mitgeführt werden, da sie sich als notwendig erweisen dürften. Man bedenke, daß in dem Uniformschrank des Kaisers fast sämtliche deutsche Truppengattungen vertreten sind. Hauptsächlich sind dabei natürlich die Felduniformen jener Regimenter vorhanden, deren Chef oder Inhaber der Kaiser ist, da er die Uniformen dieser Regimenter mit Vorliebe anlegt und wohl auch im Kriege tragen dürfte. Er ist Chef des 1. Garderegiments, des Grenadierregiments Nr. 3, des Königsinfanterieregiments Nr. 145, des Regiments Gardedukorps, der Leibgardehusaren, der Königs- husaren, der Gardesfeldartillerie, des badischen Grenadierregiments Nr. 110, des Infanterieregiments

Nr. 116, des sächsischen Grenadierregiments Nr. 101 und schließlich noch des württembergischen Infanterieregiments Nr. 120. Inhaber ist er des 6. bairischen Infanterie- und des 1. bairischen Ulanenregiments.

Die „Kriegsweste“ des Kaisers.

Die Kriegsausrüstung des Kaisers ist von größter Einfachheit. Neben der Felduniform der Offiziere ist sie nach den Grundsätzen hergestellt, die sich aus gesundheitlichen und praktischen Rücksichten ergeben.

Bekanntlich ist der Kaiser einer der eifrigsten Soldaten, unbekümmert darum, ob es regnet oder stürmt, und tut seine soldatische Pflicht zur Nachtzeit wie am Tage mit derselben Unermüdlichkeit. Oft konnte man ihn beim Manöver in strömendem Regen stundenlang auf freiem Felde sehen, ohne daß er sich Mühe gab, ein schützendes Dach aufzusuchen. Jeder Soldat versucht es so gut wie möglich, sich gegen die Unbilden der Witterung zu schützen. Natürlich hat auch der Kaiser das gleiche Bestreben. Dazu dient ihm in erster Reihe die „Kriegsweste“, die ihn vor Erkältungen bewahrt, die aber andererseits so dünn und fein ist, daß sie in solchen Kriegstagen, die sich durch große Wärme auszeichnen, nicht lästig wird. Es ist ein Kleidungsstück, das unter dem Waffenrock getragen wird und den Zuschnitt einer Weste hat. Von dieser wird sie nur dadurch unterschieden, daß sie

ähnlich wie die Wollwesten mit langen Ärmeln ausgerüstet ist. Die Weste ist aus einem feingewebten seidenartigen Stoff hergestellt, der nicht aufträgt und darum selbst unter den gewöhnlichen Waffenrock paßt. Wie leicht diese Weste ist, geht daraus hervor, daß sie mit Knöpfen und allem Zubehör nur 78 Gramm wiegt. Der Kaiser hat früher fast immer eine Wollweste getragen, die aber nicht so gute Dienste leistete, da sie in warmen Manöbertagen sich ziemlich unangenehm bemerkbar machte. Außer dieser Kriegsweste hat der Kaiser nur noch einen großen wasserdichten Kragen, der dazu bestimmt ist, die Regenmassen vom Körper fernzuhalten. Nimmt man dazu noch einen sehr leichten Helm, den der Kaiser jetzt trägt, dann hat man die ganze Kriegsausrüstung des Kaisers beisammen. Sie ist nicht allzu üppig, wie der Bericht zeigt, sondern in ganz schlichten und anspruchslosen soldatischen Formen gehalten. Die Beschreibungen, die früher in französischen und englischen Blättern von der prächtigen Uniform des Kaisers zu lesen waren, gehören sämtlich in das Reich der Fabel.

Die Schwerter des Kaisers. und der Prinzen.

Ueber die Schwerter des Kaisers und der Prinzen werden heute einige Mittheilungen von erhöhtem Interesse sein: Der Kaiser hat naturgemäß mehrere Säbel, da er abwechselnd alle Waffengattungen in der Uniform vertritt. Dagegen haben die kaiserlichen Prinzen besonders bevorzugte

Schwerter, die ihnen von ihrem kaiserlichen Vater geschenkt worden sind. Sie zeichnen sich vor allen anderen dadurch aus, daß sie im Auftrage des Kaisers mit Inschriften geschmückt worden sind. So hat der Säbel des Kronprinzen die Aufschrift: „Allezeit kampfbereit für des Reiches Herrlichkeit!“ Auf dem Säbel des Prinzen Eitel Friedrich, den er von seinem kaiserlichen Vater erhielt, steht der Wahlspruch des Prinzen: „Furchtlos und treu!“ Der Degen des Prinzen Oskar zeigt die Inschrift: „Treu und fest!“ Und der Marinesäbel des Prinzen Adalbert hat sogar auf beiden Seiten Wahlsprüche, nämlich auf der Vorderseite das Wort: „Voll dampf voraus!“ und auf der zweiten: „Deine Kraft gehört dem Vaterland!“ Damit hat der Kaiser wieder an alte schöne Schwertgebräuche angeknüpft. Durch das ganze Mittelalter kann man die Beobachtung machen, daß namentlich der Deutsche sein Schwert mit guten Sprüchen schmückt. So trug Philipp I., König von Kastilien, genannt der Schöne, den Vers Lukas 30, Kap. 4, auf seinem Schwerte, während die Toledaner Klinge Ferdinand V., des Katholischen, mit Versen des 117. Psalms geschmückt war. Maximilian I. aber führte als Mitglied des von König Alfons I. von Aragonien gestifteten Ordens der Mäßigkeit auf seinem Schwerte die Buchstaben H. M. I. A. D., welche bedeuteten: „Halte Maß in allen Dingen!“ Eine Klinge des ungarischen Königs Matthias Corvinus endlich enthält die Devise: „Pro rege, lege, grege“, d. h. „Für König, Geseß und Volk“. In den meisten Fällen

ist der Name des Eigentümers eingegraben. Auf einem kolossalen alten, nur mit zwei Händen zu regierenden Schwert liest man z. B.:

„Ein Schlachtschwert bin ich genannt,
Behüt' den, der mich führt in der Hand,
Daß er's mit Gott und Ehren wohl betracht',
Ich muß sein mitten in der Schlacht.“

Eine andere schöne deutsche Sitte bestand darin, den Schwertern Namen zu geben. Hier nur einige der berühmtesten: Valmung hieß das gewaltige Schwert des Helden Siegfried, der in der Nibelungen Sage eine so große Rolle spielte, er schmiedete es sich der Sage nach selbst in der einsamen Schmiede des tiefsten Urwaldes. Dainslacif war der Name für das Schwert des gewaltigen Hognis, das Zwerge gefertigt haben sollten und das Wunden schlug, die niemals heilten. König Artus nannte sein Schwert Eschaliher. Karl der Große hieß sein Schwert Johouso, während Roland ein solches besaß, welches er Durantel oder Durandart nannte und das der Sage nach Marmor spaltete; der große Eid aber, der vielgefeierte Nationalheld der Spanier, verrichtete seine Heldentaten mit seinem geliebten Tizonada-Schwert.

Der Kaiser und seine Berliner.

Rückkehr des Kaisers von der Nordlandreise. — Die Stimmung unter den Linden. — Die Berliner vor dem Königl. Schloß. — Eine Ansprache des Kaisers. — Anerkennung des Kaisers für die Berliner.

Gegen Ende Juli 1914 . . . Am Sonnabend war die Entscheidung über den Krieg Oesterreichs gegen Serbien gefallen. Extrablätter flatterten durch die Luft . . . Eine ungeheure Erregung hatte sich des Volkes bemächtigt! Was schert uns Serbien? . . . Jeder wußte, es geht um Höheres, Gewaltigeres. Jubelnd zog das Volk in dieser Nacht durch die Straßen Berlins. Die Zeit der Abrechnung schien nah. Der Kaiser befand sich auf der Nordlandreise, die er in tiefem Frieden einige Wochen früher angetreten hatte . . . Da zog sich drohendes Gewölk an unseren Grenzen in Ost und West zusammen . . . Die „Hohenzollern“ machte kehrt. Ernst zog der Kaiser unter dem Jubel der Bevölkerung in Berlin ein. In diesen Tagen erschien das Kaiserliche Schloß zu Berlin wie ein großes Heerlager. Wie er auch entscheiden mag, es ist die Stimme des ganzen Deutschland, die aus ihm spricht: Das hat ihm, wie er selbst bezeugte, die schwersten Stunden seines Lebens leicht gemacht . . .

Von Tag zu Tag wächst die Spannung. Noch ist eine Hoffnung auf Erhaltung des Friedens.

Manche wissen, der Kaiser verhandelt mit dem Zaren persönlich. Der Kaiser ist fester Zuversicht, denn der Zar hat ihm versprochen — ein Herrscherwort! —, daß er nicht gegen Deutschland rüste. Da, wie ein Peitschenhieb, fliegt zum Kaiser die Meldung, daß Rußland gleichzeitig an den Grenzen Deutschlands sein Heer aufmarschieren lasse . . . Trotz des Zarenwortes! . . . Der Kaiser fühlt, daß hier nur noch die Sprache der Härte am Platze sei, die Sprache der Freundschaft muß verstummen vor solchem Trug . . . In die wogende Menge „Unter den Linden“ werden Extrablätter verteilt . . . Ultimatum an Rußland . . . Die Erregung steigt . . . eine ungeheure Spannung und Erwartung, Hoffnung und Erhebung erfüllt jede Seele . . .

Mobilmachung! Hurra, der Kaiser hat die Mobilmachung befohlen, braust es durch ganz Deutschland. Schlag auf Schlag fallen jetzt die harten Entscheidungen. Krieg! Kriegserklärung an Rußland. Der Kaiser hat sich das harte Wort entrissen, schweren Herzens und banger Seele, voll tiefer Verantwortung und des mitleidvollen, heißen Bewußtseins, wieviel Unglück dies Wort über Länder und Völker bringen müsse . . . Das Volk fühlt es . . . Immer neue Tausende strömen zum Schloß, um dem Kaiser zuzujubeln. Das Volk strömte zu seinem Führer, um ihm in den schwersten Stunden seines Lebens nahe zu sein. Es waren Augenblicke ungeheurer Entscheidung, durch die das Schicksal von Königen und großen Reichen und von Hunderttausenden junger, blühen-

der Menschen bestimmt werden sollte. Das Volk strömte zu seinem Führer, um ihm die furchtbare Verantwortung tragen zu helfen, um ihm zu zeigen, daß er auch bei dem größten Entschluß auf sein deutsches Volk rechnen könne . . .

Von früh bis spät wogten Hunderttausende um das Schloß. Das Tor öffnet sich, der Kaiser fährt aus. Hunderttausend Hände strecken sich ihm entgegen, man läßt das Auto nicht weiterfahren, man umjubelt ihn . . . Voll froher Zuversicht über diese Liebe lächelt der Kaiser glücklich und dankt bewegt. Er weiß, er hat sein ganzes Volk hinter sich. Um den Schloßplatz bis hinein in den Lustgarten und die ganzen Linden bis zum Brandenburger Tor wogte es, schwarz von Menschen. Ein Fahnenwald rauschte über der Menge. Auf den Schultern junger Männer standen alte Leute und hielten begeisterte Ansprachen an das Volk. Dann sangen Hunderttausende mit entblößten Häuptern den Choral: „Ein feste Burg ist unser Gott!“ Auch vor dem Schloß des Kronprinzen brachte die Menge nicht endenwollende Huldigungen dem jungen Kaisersohn dar, der oft mit seiner Gemahlin erschien, um dem Volk zu danken.

In das stille Arbeitszimmer des Herrschers dringt immer wieder der brausende Ruf seines Volkes, der ihn beglückt und ihm in dieser schweren Zeit die Erhabenheit seines Berufes, die Größe seiner Aufgabe zeigt. Er will sein Volk sehen, mit ihm einige Worte sprechen, wie ein Vater mit seinen Kindern. Er befiehlt, daß die Tür des Bal-

rons geöffnet werde. Dann tritt er hinaus. Das Losen unten verstummt. Still! Der Kaiser will sprechen! Mit bewegter und doch klarer Stimme sagt er nur wenige Worte, aber für die Ewigkeit bestimmte, inhaltschwere, ohne lange Ueberlegung, wie sie ihm aus seinem sturmbewegten Herzen kommen. Es war am 31. Juli 3½ Uhr nachmittags. Noch war die Entscheidung über Krieg und Frieden nicht gefallen, da die Antwort Rußlands auf das Ultimatum noch nicht eingelaufen war. Sie kam nie, alles Hoffen war vergebens. Alle ahnten es. Mit klirrendem Schritt ging bereits der Kriegsgott durch die Welt. Der Kaiser sprach in Gegenwart seiner Gemahlin und der Prinzen folgendes:

„Eine schwere Stunde ist heute über Deutschland hereingebrochen. Leider überall zwingen uns zu gerechter Verteidigung. Man drückt uns das Schwert in die Hand. Ich hoffe, daß, wenn es nicht in letzter Stunde Meinen Bemühungen gelingt, die Gegner zum Einsinken zu bringen und den Frieden zu erhalten, wir das Schwert mit Gottes Hilfe so führen werden, daß wir es mit Ehren wieder in die Scheide stecken können. Enorme Opfer an Gut und Blut würde ein Krieg vom deutschen Volk erfordern. Den Gegnern aber würden wir zeigen, was es heißt, Deutschland anzugreifen. Und nun empfehle Ich euch Gott! Jetzt geht in die Kirche, kniet nieder vor Gott und bittet ihn um Hilfe für unser braves Heer!“

Als der Krieg dann tobte, war Berlins Bevölkerung stets an erster Stelle zu finden, wenn

es galt, mit Gut und Blut Opfer zu bringen. Ungezählte Hunderttausende wurden für Liebesgaben ins Feld gesandt. Der Kaiser hat mehrfach maßgebendsten Persönlichkeiten gegenüber seine Anerkennung für das lobenswerte Verhalten „seiner Berliner“ zum Ausdruck gebracht. Ganz besonders hat er aber dies der weitesten Oeffentlichkeit gegenüber am Neujahrstage getan. Er hat nämlich auf den Neujahrsglückwunsch des Magistrats und der Stadtverordneten von Berlin folgende Antwort ergehen lassen:

„Für die vertrauensvolle Rundgebung zum Jahreswechsel Meinen wärmsten Dank. Mit besonderer Freude erkenne Ich dankbar an, was die Reichshauptstadt und ihre Bürgerschaft mit starker Hand und warmem Herzen für unsere Kriegsbereitschaft und auf dem Gebiete der Fürsorge für unsere braven Truppen und ihre Angehörigen in dieser ernstesten Zeit geleistet haben. Dem einmütigen Willen des deutschen Volkes, für das Vaterland und seine künftige Sicherung gegen feindliche Ueberfälle jedes Opfer darzubringen, wird mit Gottes Hilfe im neuen Jahre der ersehnte Erfolg zu teil werden.

Wilhelm R.“

Ein Tag des Kaisers im Felde.

Wie der Kaiser im Felde die Regierungsgeschäfte erledigt. — Der Anteil des Kaisers an den Schlachten. — Wie der Kaiser im Felde lebt und speist. — Das Große Hauptquartier. — Was der Kaiser dem Hauptquartier zu Weihnachten schenkte.

Von keinem wird der Ernst der Zeit mehr erkannt, als von dem Monarchen, der in froher und trüber Zeit einig mit seinem Volke stets die Führung in festen Händen gehalten hat. So ist es auch jetzt im Kriege. Der Kaiser hat es sich gleich in den ersten Wochen des Kriegsbeginnes nicht nehmen lassen, sich hinaus zu begeben auf die Wahlstatt, wo Deutschlands Söhne gegen den Feind im siegreichen Kampfe stehen. Im Großen Hauptquartier hat er seine Wohnung aufgeschlagen und lebt hier im Kriege während der ganzen Dauer mit einigen kurzen Unterbrechungen, die ihn nach Berlin und nach dem Osten zu seinen Truppen führen. Engländer und Franzosen haben von dem Leben des Kaisers im Felde allerlei phantastische Züge berichtet, die ebenso wahr sind, wie ihre Siegesnachrichten. Das Leben im Felde ist für den Kaiser ein Leben der harten Arbeit, weiter nichts. Frühmorgens, bevor der Tag graut, erhebt sich der Kaiser als einer der ersten von seinem Lager. Jede wichtige Nachricht, die ihm durch Telegraph oder Telephon übermittelt wird, fin-

det ihn sofort wach und bereit zu wichtigen Beschlüssen. Das Leben im Felde unterscheidet sich in mancher Beziehung von dem Leben des Kaisers zu Hause. Hier zu Hause ist es im äußeren Sinne abwechslungsreich, da die Konferenzen mit den Ministern abwechseln mit militärischer Beschäftigung, mit Besichtigungen und mit sonstigen Pflichten gesellschaftlicher Art. Im Felde hat das Leben des Kaisers äußerlich einen einheitlichen Charakter, nämlich einen militärischen, kriegerischen. Innerlich ist es aber von der größten Vielgestaltigkeit, die man sich vorstellen kann. Bekanntlich ist ein Teil des ganzen Regierungsbeirates mit in das Hauptquartier gegangen, um hier seine Wirksamkeit auszuüben. Natürlich finden auch hier Vorträge der Minister vor dem Kaiser statt. Sie betreffen aber fast ausschließlich kriegerische Fragen des Landes. Wie es natürlich ist, spielt aber die Entwicklung der Schlachten die größte Rolle. Der Chef des Generalstabes und der Kriegsminister sind diejenigen Personen, mit denen der Kaiser am meisten zusammen arbeitet. Es sind die Männer, denen das Vertrauen des Kaisers in den wichtigsten kriegerischen Fragen gehört. Die Vorträge sind hier aber nur selten an feste Stunden geknüpft, da sie von der Kriegslage abhängig sind, die jede Minute sich ändern kann. Auf die Tageszeit wird dabei keine Rücksicht genommen, gleichgültig, ob es sich um die Stunde des Mittagbrotes handelt oder um die Schlafenszeit zur Nacht. Zuerst kommt die Pflicht, dann die Befriedigung der persönlichen

Bedürfnisse. So fordert es der Kaiser von jedem Mann, so hält er es selbst.

Im allgemeinen ist die Lebensweise des Kaisers im Felde höchst einfach wie die eines jeden andern Offiziers. Zum Frühstück, das er nur mit wenigen Gästen zusammen einnimmt, gibt es Kriegsbrot und ein Getränk, Tee oder Kaffee, sowie etwas kalten Aufschnitt. Das Mittagbrot ist gleicherweise sehr einfach gehalten und besteht meist aus einer Suppe, einem Fleischgang und einem Nachtisch. Ist der Kaiser mit seinem Automobil unterwegs, um seine Truppen zu besuchen, dann wird das Mittagbrot aus der ersten besten „Gulaschkanone“ geholt, die der Kaiser persönlich aufsucht. Das gleiche ist beim Abendbrot der Fall. Man erzählt, daß der Kaiser mit Vorliebe sich warmes Essen von der Gulaschkanone bringen läßt, da er es lieber hat als den kalten Aufschnitt. Als Getränk gibt es ein Glas Bier, wenn es vorhanden ist. Nach dem Abendbrot findet oft ein gemütliches Beisammensein einiger Persönlichkeiten des Großen Hauptquartiers statt. Diese Zusammenkünfte werden aber höchstens bis 11 Uhr ausgedehnt, da der Kaiser später noch mit seinen Ratgebern arbeitet. Das Hauptquartier wechselt naturgemäß mit dem Vorrücken unserer Truppen ab. Bald ist es ein einfaches Bürgerhaus, wo der Kaiser seine Zimmer innehat, bald irgendeine kleine Gastwirtschaft oder irgendein öffentliches Gebäude. Der Kaiser hat bisher alle seine Truppen auf der ganzen großen Schlachtfrent von mehreren hundert Kilometer

Länge mehrere Male besucht. Man weiß, daß z. B. der Sieg bei Soissons erfochten wurde, während der Kaiser auf dem Schlachtfelde selbst anwesend war, ebenso wie in der Winterschlacht in Masuren. Welch einfacher Sinn im Hauptquartier herrscht, das läßt sich daraus erkennen, wie hier Weihnachten gefeiert wurde. Es fand nur eine schlichte Andacht in der Feldkirche statt, die mit Tannenzweigen geschmückt war. Als Weihnachtsgeschenk hat der Kaiser jedem aus dem Hauptquartier — gleichgültig ob General oder Gemeiner — ein Kaiserbild, eine Tabakspfeife und einen ledernen Beutel mit Tabak geschenkt.

Der Kaiser mit seinen Söhnen im Felde.

Wie der Kaiser, so zogen auch der Kronprinz und alle Prinzen, sowie der Herzog von Braunschweig, des Kaisers Schwiegersohn, ins Feld, um im deutschen Heere ihren Teil zur Verteidigung des Vaterlandes beizutragen. Dem Kronprinzen hat der kaiserliche Vater eine große Aufgabe anvertraut, denn er hat ihn zum Oberbefehlshaber einer Armee gemacht. Er hat ihm dadurch das große Vertrauen gezeigt, das er in ihn setzt. Und der Kronprinz hat es nicht enttäuscht, denn sein Sieg bei Longwy hat, ebenso wie die Eroberung von Maubeuge, gezeigt, daß der Oberbefehl bei ihm

in guten Händen ist. Für den herzlichen Ton, der zwischen dem Kaiser und seinen Söhnen herrscht, lassen sich einige hübsche Beispiele anführen. Nach dem ersten Siege des Kronprinzen, für den er ihm das Eiserne Kreuz I. und II. Klasse verlieh, ließ es der Kaiser sich nicht nehmen, als erster der Kronprinzessin von den Erfolgen ihres Gatten Kenntniss zu geben. Er tat dies in einem Telegramm, das zu den schönsten Aeußerungen des Kaisers zu rechnen ist:

„Telegramm an Kronprinzessin Cecilie, Berlin.

Ännigsten Dank, mein liebes Kind. Freude mich mit Dir über Wilhelms ersten Sieg! Wie herrlich hat Gott ihm zur Seite gestanden. Ihm sei Dank und Ehre. Ich habe ihm Eisernes Kreuz zweiter und erster Klasse verliehen. Oskar soll sich auch brillant mit seinen Grenadieren geschlagen haben. Er hat Eisernes Kreuz zweiter Klasse bekommen. Sage das Ina-Marie. Gott schütze und helfe den Jungens auch weiter und sei auch mit Dir und den Frauen allen.

Papa Wilhelm.“

„Papa Wilhelm.“ Für den Oberbefehlshaber des gewaltigsten Heeres, das je Schlachten geschlagen hat, gewiß ein Ton von herzinniger Liebe und Bärtlichkeit, der wie ein warmer Hauch durch das ganze Telegramm geht. Ein liebevoller Hausvater, der glücklich ist über die Tüchtigkeit seiner

Söhne. Ina-Marie, die in dem Telegramm erwähnt ist, ist die Gräfin von Ruppın, die Gattin des Prinzen Oskar. „Gott helfe den Jungen“ — es läßt sich nicht mit Worten umschreiben, welch inbrünstige Hoffnung eines Vaterherzens in diesen Worten des Kaisers liegt. Sie sind ganz Gefühl und nur mit dem Gefühl zu erfassen. — Eines Tages traf der Kaiser auf der Landstraße ein Regiment, das einen neuen Kampfort aufsuchte. Auf die Frage des Kaisers, wohin sie kommandiert seien, erfuhr er aus den Antworten der Leute, daß sie zur Armee des Kronprinzen marschieren. „Haltet euch auch weiter brav“, sagte darauf der Kaiser, „und vergeßt nicht, Meinen Sohn schön von Mir zu grüßen.“ — Eine gleiche Liebe verbindet den Kaiser mit seinen anderen Söhnen. Prinz Oskar, der in dem obigen Telegramm erwähnt wurde, ist Regimentskommandeur der „Königsgrenadiere“. Er hat sie bald nach Beginn des Krieges mehrfach zum Siege geführt. Besonders bei Verdun hat er sich und seinem Regiment Vorbeeren erworben. Aber die ungeheuren Strapazen und Aufregungen der blutigen Schlachten haben ihn so stark angegriffen, daß er herzleidend wurde und für einige Zeit in Metz Erholung suchen mußte. Kaum hatte der Kaiser von der Erkrankung seines Sohnes gehört, als er sich sofort aufmachte, um ihn zu besuchen. Er kam allein im Automobil vor dem Hotel „Europäischer Hof“, wo der Prinz krank lag, an und wurde nun von dem Generalarzt Dr. v. Zilberg, den der Kaiser

seinem Sohne zur Behandlung geschickt hatte, und von dem Adjutanten des Prinzen empfangen. Als der Kaiser die Thür zu dem Krankenzimmer seines Sohnes öffnete, breitete er die Arme aus, um ihn an seine Brust zu ziehen, und rief: „Junge, Junge, da bist du ja!“ Der Kaiser blieb eine Stunde bei seinem Sohne, er ließ sich später täglich mehrere Male Bericht erstatten. Er verlieh ihm daraufhin das Eiserne Kreuz I. Klasse. — Auch der Schwiegersohn des Kaisers ist ein tapferer Soldat. Er war es, der zuerst in einem eroberten Fort von Bütlich die deutsche Fahne aufzog. Ebenso wie der Kaiser seine Söhne besucht, sind auch diese hin und wieder, wenn es der Krieg zuläßt, auf kurze Augenblicke Gäste im Hauptquartier, um den Vater zu sehen und sich mit ihm zu beraten. Auch telephonisch herrscht ein reger Verkehr zwischen dem Kaiser und den Prinzen. Seinen Söhnen gegenüber ist er eben nicht nur der oberste Kriegsherr, sondern auch der liebevolle Vater.

Soldat und Bürger.

Vange, erzählt in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ Dr. Ludwig Ganghofer, vor der Station, in welcher sich das Große Hauptquartier und der Kaiser befindet, ist eine sehr strenge Kontrolle aller Reisenden, die der Zug enthält. Der

Offizier, der meinen Ausweis musterte, nickte mir freundlich zu: „Sie werden erwartet!“ Noch eine kurze Fahrt und ich bin am ersten Ziel meiner Reise, im Großen Hauptquartier. Auf dem Bahnhof ein liebenswürdiger Empfang. Es ist 7 Uhr abends, für 8 Uhr bin ich zur kaiserlichen Tafel geladen.

Zwischen den hohen Bäumen eines stillen Parkes steht eine schmutze Villa. Ihre Besitzer sind geflohen, als das deutsche Heer erschien und das französische sich auf die Socken machte. Es waren wohlhabende Leute, die stolz waren auf ihr Haus; das merkt man schon am Aeußeren des Baues, an der Gepflegtheit des Parkes, den jetzt eine schweigsame Nacht umträumt, und an der etwas großtuenden Freitreppe, auf der jetzt im Flackerschein der Laternen zwei regungslose Schildwachen mit blanken Klingen stehen. Und es waren Leute, die es liebten, an regenreichen und stürmischen Winterabenden behaglich am Kamin zu sitzen und amüsant zu plaudern, vielleicht nach etwas altmodischem Stil, so ähnlich, wie Konversation in einem Lustspiel von Scribe oder Pailleron gemacht wird, das vermutet man beim Anblick der Räume, deren Komfort eine wunderliche Mischung von gutem Geschmack und provinzialer Unbequemung zeigt, von ererbter Gediegenheit und wahllos Gesammeltem.

Diese Leute, die nicht mehr da sind und irgendwo im Süden von Frankreich sitzen, in Bordeaux oder bei Nizza, denken wohl in ruheloser Sorge

an ihr verlassenes, unbeschütztes Haus und glauben es verwüstet durch alle „Barbarengreuel“, die sie in ihren Journalen als Zugabe zu jedem Frühstück genießen. Ihre Sorge ist ein Irrtum, ist eine von jenen halb grauenhaften und halb lächerlichen Verzerrungen der Wahrheit, wie sie rings um unsere Grenzen üblich wurden, „seit Deutschland diesen schaudervollen Krieg über die ganze Welt heraufbeschwor“ — so sagen unsere Feinde, obwohl sie es besser wissen. Das Haus dieser entflohenen Leute — statt „entflohen“ gebraucht man hier in Frankreich die mildere Wendung „abgereist“ —, dieses Haus, das sie aller Verwüstung ausgesetzt vermuten, ist in Wahrheit sorglicher behütet, als sie selbst es vor jedem Vernichtungsschreck des Krieges hätten behüten können, wenn sie geblieben wären. Denn unter diesem verlassenen Dache, in dessen Räumen jezt aus allen Richtungen der Erde die Fäden eines großen Weltgeschehens zusammenlaufen, wohnt heute der Deutsche Kaiser, der Führer unseres in Begeisterung und Lebensstolz geeinten Volkes, der oberste Kriegsherr unseres siegreichen Millionenheeres, das der deutschen Heimat erspart, was unsere Feinde unter den Schlägen des von ihnen entfesselten Krieges zu leiden haben.

Zwischen den Mauern dieses stillen, gutbehüteten Hauses ist nichts von einem großzügigen Hofhalt zu gewahren. In dieser ernsten Zeit ist auch das Leben des Kaisers von feldmäßiger Schlichtheit, ist wie gekleidet in ruhiges, unauffälliges Feldgrau.

Die wenigen Gäste der Abendtafel versammeln sich in einem kleinen Empfangsraum. Schon das begrüßende Wort, das jeder Kommende mit den schon Anwesenden tauscht, ist der Beginn eines lebhaft bewegten Gespräches über die jüngsten Vorfälle des Krieges, über den verheißungsvollen Stand der Dinge im Osten, über den Fortschritt im Westen.

Nun verstummt das Gespräch, und man tritt von der Türe zurück, die ein Diener öffnet. Hefig schlägt mir das Herz unter dem Touristenkittel, schlägt mir vor Erregung fast bis in den Hals herauf. Aller Wirbel meiner Gedanken drängt auf die Frage hin: „Wie wird der Kaiser aussehen, was werde ich lesen können aus seinen Zügen, was wird herausklingen aus seinen Worten, was werde ich fühlen müssen unter dem Blick seiner blanken Augen, jetzt, in dieser Zeit des Ringens, in der jedes deutsche Herz sich sehnt nach dem aufrichtigen Orakel eines Wissenden, nach einem Halt und einer Stütze in jenen beklommenen Minuten, die heute auch dem Gläubigsten und Vertrauensvollsten nicht völlig erspart bleiben können?“

Es war mir seit einem Jahrzehnt vergönnt, den Kaiser zu sehen in manch einer heiteren Stunde des Friedens, den er liebte und bis zum äußersten zu erhalten suchte, er, der diese Friedensliebe durch ein Vierteljahrhundert in zahllosen Taten der Ver söhnlichkeit und des Entgegenkommens erhärtete, und den unsere Feinde jetzt in grotesker Gehirnverwirrung als Friedensstörer und Eroberungs-

lüstling bezeichnen, als Sonnenmogul und zweiten Attila.

Immer habe ich am Kaiser das von jedem Schwanken freie Gleichmaß seiner aus Ernst und Frohsinn gemischten Art verehrt und bewundert, habe mich erfreut an dem klaren Seelen Spiegel seines Blickes, an der temperamentvollen Offenheit seines Wortes, an seinem kräftigen Lachen, an der freien Menschlichkeit und Frische seines persönlichen Wesens, wie an der gesunden Jugendlichkeit, die ihm eine besonnene, für jeden deutschen Bürger vorbildliche Lebensführung und sein unerschütterliches Vertrauen auf Gott, Welt und Menschen bis über die Reife des Mannesalters bewahrte. Mein Glaube an den Kaiser als Menschen vermittelte mir auch immer das Verständnis seiner Eigenart als Herrscher. Ich meine, das ist so unter dem Kronreife: Ganz ein Mensch bleiben, heißt ganz ein Fürst werden.

Aber jetzt? Wieviel Hartes, wieviel gewaltsam Formendes mögen diese fünf Monate seit Kriegsbeginn über den Kaiser gebracht haben, an Verantwortung, an Gewissenskämpfen, auch an schmerzvollen Enttäuschungen? Was hat die Last und das Gewicht dieses Weltaufbruchs ihm gegeben, was ihm genommen? In dieser Zeit, in der die widersinnigsten Gerüchte — aus Haß oder Liebe, aus Furcht oder Hoffnung geboren — so unzählbar aufschneelten, wie die Heuschrecken aus dem Kraut einer Sommerwiese — in dieser letzten Zeit habe ich oft erzählen hören, das Haar

des Kaisers wäre weiß geworden, sein Gesicht und seine Haltung um Jahre gealtert. Ich habe das nie geglaubt. Gesunde und starke Bäume erfüllen ihre Zeit, trotz Sturm und Ungewitter. Und dennoch muß ich bekennen: jetzt, vor dem Augenblick, in dem ich unter dem dröhnenden Glockenschlage einer über Wohl und Wehe unseres Reiches entscheidenden Zeit, hier, in Feindesland, auf erobertem Boden, den Kaiser des deutschen Volkes sehen sollte, befiel mich etwas Bedrückendes, eine fiebernde Erregung, fast eine quälende Angst. Wie werde ich ihn wiedersehen? Wird die frohe Güte, die immer aus ihm redete, gemindert sein, verwandelt in Born und Härte? Werden Mißmut, Zweifel und Sorge aus seinen sonst so gläubigen Augen sprechen? Haben die Fäuste des Geschehens ihn gefaßt, ihn umgemodelt, wie die es mit vielen machen, die der Widerstandskraft entbehren und sich von den Ereignissen zerren lassen? Hat der heiße Atem des Krieges ihn angehaucht und in ihm geweckt, was nie noch in seinem Innern war? Ist in ihm unter dem Donnerdröhnen des Schlachtfeldes ein Neues entstanden, das man beklagen, vor dem man erschrecken müßte?

Da tritt er ein, in der feldgrauen Generaluniform mit dem gleichen ruhig-elastischen Schritt, den ich immer von ihm gesehen. Wohl wahr: sein Haar, mit der kleinen, trozigen Welle über der rechten Schläfe, ist seit dem Frühjahr ein wenig grauer geworden, kaum merklich. Und eine Furchenlinie, die ich früher nie gewahren konnte, ist

in seine Stirne geschnitten und schattet zwischen seinen Brauen. Aber nur eines einzigen Blickes in diese klaren und offen sprechenden Augen bedarf es — und gleich einer glühenden Welle durchströmt mich der sehnstüchtige Wunsch: es möchten alle Tausendscharen der Deutschen, namentlich jene, in denen Sorge und Bangigkeit zu erwachen drohen, jetzt an meiner Stelle stehen! Dann würden sie in freudiger Ruhe aufatmen, wie ich!

Unter allem Sturm dieser vierundzwanzig roten Wochen ist der Kaiser in jeder Wertlinie seines Wesens der gleiche geblieben — nein, nicht der gleiche, er ist einer geworden, der gewann und nichts verlor. Der Kaiser ist ein durch die Zeit Erhöhter. Man empfindet es vor dem Bilde seiner Würde und Haltung, empfindet es bei seinem ruhigen Lächeln, vor seinem ruhigen Blick. Und bevor ich noch ein erstes Wort von ihm höre, strömt etwas Aufrichtendes in mich über. Ein frohes Gefühl der deutschen Sicherheit ist in mir, erneuter Glaube und erhöhtes Vertrauen. Ich weiß: bei uns ist die Wahrheit, bei uns das Recht, bei uns die Kraft und bei uns der Sieg!

Ob der Kaiser ahnt, was in mir vorgeht? Er sieht mich plötzlich mit einem jener forschenden Blicke an, die in seinen stählernen Augen sein können. Dann nickt er freundlich, reicht mir die Hand und erhöht mir die Freude dieser Minute durch ein ebenso herzliches wie impulsives Lob meiner Landsleute: „Na, Ganghofer, Ihre Bayern! Prachtvolle Leute! Die haben feste und tüchtige

Arbeit gemacht! Und vorwärts geht es, überall, Gott sei Dank!“ Dann ein Erinnern an die letzte Begegnung im Frühjahr, wo zu Berlin im Palais des deutschen Kronprinzen meine kleine Dorfsatire „Tod und Leben“ vor dem Kaiser aufgeführt wurde. Nun schweigt er eine Weile, und sein Lächeln mindert sich und verschwindet. Tief atmend sieht er mir ernst in die Augen und sagt mit einer langsamen und strengen Stimme: „Wer hätte damals ahnen können, was jetzt gekommen ist? Und daß wir uns hier in Frankreich wiedersehen würden? So!“ — In einem diplomatischen Aktenstücke, das die deutsche Schuldlosigkeit an diesem Kriege zu dokumentieren hat, können dieser Atemzug, dieser ernste Blick und diese Worte des Kaisers nicht aufgezählt werden. Aber Beweiskraft haben sie. Eine überzeugende.

Man geht zur Tafel. Das Speisezimmer ist ein gemütlicher Raum, der mich weidmännisch anheimelt. Von den braunverschaltten Wänden blinken die weißen Hauer wuchtiger Eberköpfe herunter — Jagdtrophäen, die in den Argonnen erbeutet wurden.

Nur wenige Diener. Und eine kurze, rasche Mahlzeit. Was zur Tafel kam, das weiß ich nimmer. Der Platz an der Seite des Kaisers und der Kreis seiner zehn Gäste, hoher Würdenträger des Heeres und Hofes, gibt mir so viel Beruhigendes, Erfreuliches und Fesselndes zu hören, daß ich der Mahlzeit völlig vergesse, obwohl ich so hungrig wie ein Wolf aus dem Eisenbahnwagen gekommen

war und seit 24 Stunden auf jagender Reise keinen verschlingbaren Bissen erwischt hatte. Aber wie selbstmäßig einfach die Tafel des Kaisers bestellt ist, beweist eine Speisenfolge, die ich mir an einem anderen Abend als Erinnerung mitnahm. Auf dem kleinen Zettelschen, nicht größer als eine Visitenkarte, steht geschrieben:

„11. Januar 1915.

Königliche Abendtafel

Gebäckene Seezungen
Kaltes Fleisch, Kartoffeln in der Schale
Obst.“

Dazu als Getränk: französischer Landwein und Wasser. Und Kriegsbrot gibt es. Nur Kriegsbrot: Daran könnte sich mancher bei uns daheim, der unsere Soldaten im Felde kämpfen, leiden, bluten und siegen läßt, mit Strenge und Ungeduld die militärischen Tagesberichte kritisiert und nebenbei nicht die Heldenkraft oder nicht den Willen besitzt, sich die gewohnte Frühstücksemmel zu versagen, ein lehrreiches und mahnendes Beispiel nehmen! Wir müssen lernen, unsere kleinen Liebhaber:innen beiseite zu schieben, jeden der Allgemeinheit schädlichen Eigennutz aus uns herausklopfen und jedes Gefühl, jeden Gedanken, jede Lebenshandlung auf das Ziel einzustellen, das wir für Heimat und Volk erkämpfen müssen.

Alles, was ich an des Kaisers einfacher Tafel sehe und höre, wird mir zur Ursache einer sprun-

haften Gedankenteilung. Mit Ohr und Herz bin ich bei jedem Worte, das da gesprochen wird, und bin zugleich in der Heimat, um zu schauen und zu vergleichen. Und immer deutlicher wird es mir, daß manches, was wir Daheimgebliebenen zu denken und zu tun lieben, ganz wesentlich anders werden müßte, wenn wir gleichwertig werden wollen mit jenen, die bei harter Arbeit draußen stehen im Felde.

Nach der Mahlzeit kommt eine ernste, manchmal auch von einem Lachen erhellte Plauderstunde in einem kleinen, netten Wintergarten, wie wir ihn auf der deutschen Bühne schon in vielen französischen Komödien gesehen haben. Zigaretten und kurze Pfeifen brennen, und in Kelchgläsern wird Münchner Bier gereicht. Auf dem Tische, an dem sich der Kaiser niederläßt, stehen blühender Flieder und Rosen, die ihm die Kaiserin aus Berlin sandte. Alles Gespräch dreht sich um den Lauf der Dinge in der Heimat und um wichtige Episoden des Krieges. Das ist eine wesentlich andere Art, vom Kriege zu sprechen, als wir sie daheim bei unserm Bierbank- und Teetischklatsch zu hören bekommen. Hier wird nicht die Welt geteilt, hier werden nicht Länder genommen und Reiche verschenkt, hier gründet man nicht „Pufferstaaten“ und corrigiert nicht die Landkarte von Europa mit einem anspruchsvollen Blaustift. Hier gilt alles Denken nur dem Ernst und den Notwendigkeiten der Gegenwart; von der Zukunft ist nicht die Rede. Unausgesprochen klingt aus allen bedeutsamen Worten,

die ich höre, das feste und klare Zeitgesetz heraus: Erst arbeiten und siegen. Alles Weitere wird kommen, wie es kommen muß, und wie wir es uns verdienen.“

Ich gestehe, daß ich da manchmal ein bißchen schamrot wurde. Und in meinem Innern hab' ich heilig geschworen, niemals wieder in phantastischen Nächten meinen Handatlas durch ausschweifende Linien zu verunreinigen und nebulose Zukunftsgéographie von Mittelafríka zu betreiben. Und während ich hier, in einem hundekalten Stübchen, diesen heißen Schwur mit frierenden Fingern niederschreibe, klrirt unter meinem Fenster der feste Taktschritt deutscher Soldaten vorüber, die zu den Schützengräben marschieren, Automobile rasseln vorbei in saufender Fahrt und unaufhörlich rollt von der nicht weit entfernten Front das Murren schwerer Geschütze zu mir her. Die gaukelnden Kriegsvorstellungen, die ich aus der Heimat mitbrachte, beginnen sich jetzt unter den harten Wirklichkeitsbildern, die mich bei Tag und Nacht umwirbeln, sehr gründlich zu verändern. —

Jener erste Abend, an dem ich Gast des Kaisers war, bescherte mir auch ein eindringliches Exempel der Art, wie im Großen Hauptquartier gearbeitet wird, bis spät in die Mitternacht hinein. Bevor ich davon erzähle — d. h. erzählend alles verschweige —, will ich, man liebt als Poet die Kontraste, dem großen Zeitbilde noch ein niedrig-intimes Bichtchen aufsetzen.

Die Gesellschaft im französischen Wintergarten hat sich nach der Mahlzeit noch um einen schweigsamen, höchst wohlgezogenen Gast vermehrt; das ist ein kleiner schwarzer Tackel mit geschloßenen Augen, des Kaisers Lieblingshund, augenblicklich ein bißchen invalide, mit verbundener Pfote; so oft er will, darf er sich auf dem Schoß seines Herrn bequem oder, richtiger gesagt, unbequem machen; manchmal nimmt er auf des Kaisers Knie höchst schwierige und bedrohliche Stellungen ein, die fast an die Kletterkünste einer Gense erinnern — und dann muß der Deutsche Kaiser so lange stillhalten, bis es dem zappeligen Tackelchen wieder beliebt, auf den Boden zu springen. Von der rührenden Geduld, die der Kaiser an dieser kleinen Quälkrabbe erweist, läßt sich eine Brücke zu einem tiefen Zug seines Charakterbildes hinüberschlagen. Denn er kann eine bewundernswürdige Geduld auch mit Dingen und Menschen haben, die ihn viel gröber belästigen, als es der kleine, nette Tackel zu tun gewohnt ist. Davon werde ich noch zu sprechen haben.

Gegen die erste Abendstunde wird für den Kaiser und eine Anzahl hoher Offiziere ein militärischer Vortrag angesagt. Eine Neuheit der Kriegstechnik soll in Projektionsbildern vorgeführt werden, die der begleitende Vortrag eines Offiziers erläutern wird.

Durch die dunkle, schneelose Winternacht wandern die Gäste der stillen Villa zu einem nahen Hause hinüber. Der Himmel ist klar geworden, und alle Sterne funkeln. Die kleine Stadt liegt

in schwarzem Schweigen, ohne Lichter, wie ausgestorben. Nur ein scharf suchender Blick erkennt die regungslos in der Finsternis stehenden Wachen.

Ein verdunkelter Saal, mit etwa 40 Stühlen; hinter ihnen ein Vergrößerungsapparat mit elektrischen Schnüren, vor ihnen an der Mauer eine große Leinwand. Fest und gleichmäßig klingt in dem matten Zwieliht die Stimme des vortragenden Offiziers, während Ruß um Ruß eine lange Reihe von Bildern über die Leinwand gleitet. Die ersten sind für mich als Laien eine völlig unverständliche Sache; erst nach einer Weile lehrt das gesprochene Wort mich begreifen, was ich sehe, und ich beginne in erregter Spannung zu ahnen, daß es sich hier um eine neue, wichtige und für die Kriegführung hilfreiche Sache handelt. Immer wieder und wieder stellt der Kaiser mit raschen, knappen Worten eine Zwischenfrage; der Offizier gibt Antwort. Bis Mitternacht dauert das. Nach dem letzten Bilde glänzen die Flammen des Büsters auf. Lebhaft tritt der Kaiser auf den jungen Offizier zu, der den Vortrag gehalten, reicht ihm die Hand und sagt:

„Ich danke Ihnen! Das ist eine gute Sache! Glauben Sie, daß uns die Franzosen das nachmachen können?“

Der junge Offizier in dem verwitterten Feldgrau lächelt: „So schnell nicht, Majestät! Wir haben das erst jetzt gefunden.“

In dem erhellten Saal ein Zusammenstehen von Gruppen, eine mit halblauten Stimmen geführte Debatte.

Während ich diese Gespräche höre, klingt in mir immer wieder das verheißungsvolle Wort, das der junge Offizier gesprochen: „Wir haben das jetzt gefunden.“

Wir! Das sind wir Deutsche! Wir, bei denen das Recht und die Kraft ist, und bei denen der Sieg sein wird!

Ich trage stolz und beglückt dieses Wort in mir davon durch die sternhelle Nacht — dazu die mich heiß erfreuende Einladung: morgen im Auto mit dem Kaiser hinüberzufahren zum deutschen Kronprinzen.

Von den tiefen, meinen deutschen Glauben und mein Vertrauen wie mit eisernen Stäben stärkenden Eindrücken dieses Abends schwirren mir im Kopf und Herz, während ich das winzige Stübchen betrete, in dem ich einquartiert bin. Es ist, nach französischer Sparsamkeit mit dem Raume, so klein, daß man beim ersten Schritt über die Schwelle schon gleich mit dem Ellbogen an die Fensterscheibe stößt. Fast vier Fünftel dieses Grillenhäuschens ist bestellt mit dem großen, ganz famosen Bett. Wie herrlich werde ich da schlafen heute nacht, mit aller Verheißung der vergangenen Stunden in meiner Seele!

Aber der Mensch hat neben der Seele auch einen Leib. Während ich im Dunkel liege und mit offenen Augen fröhlich träume, beginne ich,

der ich an der Tafel des Deutschen Kaisers speiste — nein nicht speiste, nur lauschte —, einen nagenden Hunger zu fühlen. Und dann knappere ich mit Hochgenuß und Zärtlichkeit an dem Duzend guter Weihnachtslebkuchen, die mir meine Frau vor der Abreise von München in die Handtasche steckte.

„Wir! Wir Deutsche!“

Mit diesem Wort im Herzen mache ich meine Augen zu. Und mit dem anderen:

„Morgen!“

Mir wird leichter um die Brust. Auch die Landschaft, durch die wir fahren, bringt aufrichtende und verheißungsvolle Erinnerungsbilder. Historischer Boden! Heiliger Boden für uns Deutsche! Das Schlachtfeld von Sedan!

„Dort oben,“ sagt der Kaiser und deutet nach einer Felshöhe, „da ist mein Vater gestanden.“

Neben der Landstraße huscht ein kleines, einfaches Haus vorüber.

„Hier ist Napoleon mit Bismarck zusammengetroffen.“

Aus einem hübschen, in seiner Laublosigkeit durchsichtigen Wäldchen lugen Türme und Mauern eines zierlichen Schlosses heraus.

„Das ist Bellevue. Hier war die Unterredung meines Großvaters mit Napoleon.“

Diese Worte des Kaisers wecken in mir das Feuer eines frohen deutschen Stolzes. Gerne hätte ich haltgemacht und wäre ausgestiegen, um diese

geweihten Stätten der Reichswerdung als Andächtiger zu besuchen. Aber ich nahm mir heilig vor, noch einmal hierher zurückzukehren.

Nun geht es seitwärts, mitten durch das weite Uberschwemmungsgebiet der Maas. Von der Straße wird es auf hohem Damm durchschnitten. Lange Proviantkolonnen knattern vorüber, feldgraue Radfahrer sausen vorbei. Die meisten Soldaten grüßen, wie man unbekannte Offiziere grüßt, doch mancher, trotz der schnellen Fahrt des Autos, erkennt den Kaiser und ist mit jähem Ruck in eine unbewegliche Säule verwandelt, die zwei groß aufgerissene, freudige Augen hat.

Eine Ortschaft kommt, die sich hell abzeichnet auf dem dunklen Hintergrunde des Waldes von Woebre. Und über die Mauer eines Parkes hebt sich ein schmuckes, kleines Schloß empor: das Ziel der Fahrt.

Im Schloßhose begrüßt der deutsche Kronprinz mit den sechs Herren seines Stabes den kaiserlichen Vater, der den Sohn herzlich umarmt.

Seit dem Frühjahr scheint sich die schlanke Gestalt des jungen Heerführers, den wir Deutsche jetzt den Sieger von Longwy nennen, noch gestreckt zu haben. Auch in ihm wirken die starken Mächte der großen Zeit. Die Sonne des Sommerfeldzuges und Wind und Wetter des Winters haben sein frisches, gesundes Gesicht gebräunt. Und seine frohen Augen glänzen in Freude — kann er doch dem Vater von einem großen Erfolge der letzten Nacht erzählen. „Ein festes Stück vorwärts ge-

kommen, und zwölfhundert Franzosen gefangen!“ Die müssen auf dem Marsche zur Bahn in einer Stunde da vorbeikommen.

Mir hämmert es in der Brust. Eine Siegesnachricht, die so warm und neu aus dem Schützengraben herausschnellt, wirkt wesentlich anders, als wenn man sie daheim an der Mauer oder in der Zeitung liest. Man hat auch da seine heiße Freude. Aber wie frischer, um so besser!

Die gute Nachricht belebt und erwärmt die Stimmung am Frühstückstisch. Dem Kaiser schmeckt das Mahl, und scherzend sagt er zum Kronprinzen: „Bei dir ißt man besser als bei mir. Ich muß mir das überlegen, ob ich nicht deinen Koch requirieren lasse!“

Raum ist an der Tafel das Obst gereicht, da heißt es: „Sie kommen!“

Die Straße hat sich schon zu beiden Seiten mit langen und dichten Reihen der Feldgrauen gefüllt. Durch diese Soldatengasse bewegt sich ein Zug von seltsam aussehenden Gestalten einher. Franzosen? Wo ist denn die berühmte rote Sache, die man die Hose von Frankreich nennt? Davon ist nichts zu sehen. Ein bißchen Blau sieht man, ein dunkles Blau, alles andere an diesen Kommenden ist gelb. So tapfen und taumeln sie durch die Gasse her. Und ein Photograph hat sich auch schon eingefunden; glücklich dreht er die Kurbel seines Kinokastens, immer mit dem Objektiv gegen den

Kaiser hin. Der sieht es, wird sehr unwillig, deutet auf den näherkommenden Zug der Gefangenen und ruft dem Photographen zu: „Sie! Photographieren Sie doch das da! Die Soldaten! Nicht immer mich!“ Ich habe selten einen verlegeneren und hilfloseren Menschen gesehen als diesen aus allen Himmeln gerissenen Filmkünstler. Er dattert mit dem Apparat, rutscht hin und her, dreht an der Kurbel, stockt wieder, und ich besorge, der Film ist gründlich mißlungen. Und wenn die deutschen Fürstenkritiker diese zurrupfte Sache sehen, werden sie sagen: „Wenn sich der Kaiser schon immer photographieren lassen will, soll er sich wenigstens einen geschickteren Photographen aussuchen.“ So entsteht, was man als gerechtes und objektives Urteil bezeichnet. Es ist wie im großen so auch im kleinen, immer wieder die Geschichte von Helgoland und Sansibar.

Die heitere Stimmung, in die ich geraten bin, schlägt mir plötzlich um in eine schwere und tiefe Erschütterung. Mir scheint, ich muß mich erst an den Krieg gewöhnen. Unpolitisches Erbarmen ließ mich für einen Augenblick vergessen, daß ich Deutscher bin, und daß diese Gelben, die da vorüberwandern, unsere erbitterten Feinde sind, die auf deutsche Soldaten schossen und stachen und schlugen. Das vergaß ich für einen Augenblick, weil die meisten dieser Menschen da grauenhaft aussehen, herzergreifend. Sehen so auch die Unseren im Schützengraben aus? Dann wissen wir in der Heimat noch immer nicht, was Krieg ist,

und was unsere lieben, treuen Feldgrauen um unserer Sicherheit willen ertragen müssen.

Was wir in der Heimat an Gefangenen sehen, ist etwas ganz anderes als hier; bis sie hinauskommen zu uns, hatten sie schon viele Tage Zeit, sich zu erholen, sind gut ausgeschlafen, sind gekräftigt, ordentlich genährt, sind gewaschen und gereinigt. Aber hier, im Felde, wo sie vor wenigen Stunden erst aus den Schützengräben herausgeholt wurden, stecken die meisten in Kleidern, die nimmer als soldatische Uniform zu erkennen sind, sondern von Rässe klatschen und von den Stiefeln bis hinauf zur Brust so dick mit Kot und Lehmklumpen behangen sind, daß alles gelb ist an ihnen. Einige sehen wohl besser und frischer aus, bewegen sich leicht und lebhaft, lassen sich ihr Pfeifchen oder die Zigarette schmecken und können sogar lachen, hochmütig und spöttisch. Aber die meisten sind schwer erschöpft, schleppen sich mühsam unter der Last dieses nassen Dreckes an ihrem Leib, sind bleich und verstört, haben abgezehrte Wangen und eingesunkene, trauervolle Augen. In vielen Gesichtern ist der seelenlose Stumpfsinn, den ein monatelanges Leiden in ihnen erzeugte. Einige sind leicht verwundet, schon verbunden. Viele gehen Arm in Arm gehängt, die noch Kräftigeren stützen die Schwächeren. Unter dem Tausend sind kaum hundert hoch und gut gewachsene Leute, von denen wir Deutsche sagen würden: Das sind Mannsbilder. Alle anderen sind klein, zart und schwächlich von Natur, dazu noch zerrieben von der Mühe

sal des Krieges, viele unterhalb unseres Militärmaßes, sogar von zwerghaft zurückgebliebenem Wuchs.

So wandern sie vorbei — nicht verspottet und verhöhnt, nicht beschimpft und mißhandelt, nicht bespien und mit Fußtritten regaliert, wie es deutschen Gefangenen in Frankreich erging. Unsere Feldgrauen stehen ernst und schweigsam, sie reden und lachen nicht. Und viele von ihnen, die doch unter dem Kugelregen der Franzosen gestanden und bedroht waren von Wunden und Tod — vielen kann ich es an den Augen ansehen, daß in ihren „Hunnenseelen“ das gleiche menschliche Erbarmen ist, wie in mir, der ich mich an solche Bilder des Krieges erst noch gewöhnen muß und noch keine von seinen Gefahren verschmeckte.

Während die Gefangenen am Kaiser und der Gruppe seiner Offiziere vorüberkommen, reden wunderbar verschieden Dinge aus diesen französischen Augen: Gleichgültigkeit und Neugier, Hohn oder Haß. Aber es sind doch auch manche dabei, in denen der Borne und die Pein der Stunde nicht völlig die Züge soldatischer Ritterlichkeit ersticken kann. Ob sie den Kaiser und den Kronprinzen erkennen? oder ob sie glauben: das sind Generäle? Sie salutieren oder ziehen das Käppi herunter, und der Kaiser dankt.

Die letzten verschwinden, und eine Gruppe von deutschen Lanzenreitern flirrt hinter ihnen her.

Das Bild, das ich gesehen, beschäftigt mich noch lange, während die Fahrt im Auto gegen Süden

geht. Der Kronprinz begleitet seinen kaiserlichen Vater eine Strecke Weges, will ihm eine Stelle mit weiter Fernsicht gegen die Argonnen zeigen. Das Gespräch der beiden, das sich immer um Dinge des Krieges dreht, ist ernst, aber die Stimmen bleiben durchhaucht von einer warmen Herzlichkeit.

Nach einer halben Stunde hält das Auto. Mitten aus der welligen Landschaft erhebt sich ein großer, steiler Hügel, ein Kalvarienberg, gekrönt von einem mächtigen Kreuzbild.

Der Weg da hinauf ist mit Schwierigkeiten verknüpft, denn die Regengüsse vieler Wochen haben den lehmigen Steilhang so durchweicht und versumpft, daß jeder Schritt ein Glitschen und Rutschen wird. Aber die Kletterei belohnt sich. Droben eine meilenweite wundervolle Rundschau! Das große Stück Welt, das zu sehen ist, gleicht einem in den Wolken schwimmenden Riesenteller, der belegt ist mit Wäldern und Feldern, mit Städten und Dörfern, mit Strömen und Bächen. Und alles ist Land, das die Deutschen eroberten! Und gegen Südosten zieht sich durch das Grau des fernen Horizonts etwas hin, das einer schwarzen, langgestreckten Gigantenschlange gleicht. Das ist der Argonner Wald, der unserem Heere so blutig zu schaffen macht. Immer klingt aus jener Ferne ein dumpfes Murren her, ganz leise, kaum noch zu hören im Brausen des Windes, der den Hügel überweht. In der Höhe jagen zerrissene Wolken; und sieht man empor zu ihrem Flug, so scheint das mächtige Kreuzbild sich herabzuneigen, als

möcht' es in Barmherzigkeit das Menschengeschlecht der Erde umarmen.

Beim Niederstieg erweist sich der glitschige Boden noch feindseliger. Ich frage den Kaiser, ob ich ihn stützen darf. „Ja! Kommen Sie her!“ Er faßt mich an der Schulter. So geht es langsam hinunter, und ich haue bei jedem Schritt den Stiefelhacken ein, wie bei Glatteis auf einer Gembirische. Halb sind wir schon drunten. Da rutsche ich selber aus. Und der Kaiser mit seiner starken Faust hält mich aufrecht. Meinen etwas verlegenen Dank erwidert er mit dem lachenden Wort: „Soldat und Bürger, die beiden müssen einander helfen, so gut sie können!“ —

Während der Rückfahrt durch die sinkende Dämmerung spinnen sich in meiner Seele hundert Gedanken und Bilder um dieses vieldeutige Wort des Kaisers. —

Und ich glaube, daß man uns Deutschen in dieser Zeit von heute keine stärkere und tiefere Mahnung sagen kann, als dieses Kaiserwort: „Soldat und Bürger, die beiden müssen einander helfen, so gut sie können!“

Geschieht es so — nicht nur im ersten Feuerstrom des alle Herzen durchflammenden nationalen Glaubens, sondern auch in allen Wechselfällen eines langen und zähen Kampfes, der von Bürger und Soldat das Beste der deutschen Kraft verlangt —, dann werden wir als Volk nicht niedergleiten in Schmutz und Tiefe. Wir werden aufrecht stehen! Und gleich den gläubigen Magiern aus dem Mor-

genlande, die geführt wurden von ihrem leuchtenden Sterne, werden wir alle Lücke und Hinterlist des Herodes, der uns in Reid erwürgen will, zuschanden machen.

Beim Kaiser und Kanzler im Hauptquartier.

In seinen Kriegsbriefen an die Münchener Neuesten Nachrichten schildert Ganghofer weiter auch einen Besuch beim Reichskanzler im Hauptquartier. Er müsse gestehen, sagt er, daß er noch nie einen so krassen Widerspruch zwischen Lebenswahrheit und landläufiger Karikatur beobachtet habe wie bei dieser Begegnung mit dem Kanzler. Der von der Natur mit zwölf Kopflängen Ausgestattete erscheint ihm wie ein fester, wohlgestalteter, derbgesunder, breitschulteriger Forstmann, der die Galauniform genau so bequem und selbstverständlich trägt wie die Jägerjoppe. Dazu ein wuchtiger, streng geschnittener Kopf, unter dessen starkknochiger Stirnwölbung sich kein Versteck für nebelhafte Theorien vermuten läßt. Der Kanzler hat nichts vom Philosophen an sich, sondern er ist ganz und gar ein prachtwoll natürlicher Mensch, der ohne Mittel, nur durch sich selbst und seine ruhige Festigkeit, gewinnt und erobert.

Das Auswärtige Amt im Großen Hauptquartier ist im Gartenhaus eines verdufteten Bankiers untergebracht. Im großen Salon stehen noch allerhand Spielwerke mit beweglichen Figuren. Unter den Büchern auf dem Schreibtisch des Kanzlers liegt ein Band Satiren von Ludwig Thoma. „Ja, das ist im Feld und zwischen der Arbeit meine Lieblingslektüre. Dabei erhole ich mich und werde ruhig.“ Von seinen Jagdausflügen nach Lindershof in Oberbayern und von der Tüchtigkeit des Bayernheeres spricht der Kanzler mit gleicher Wärme und kommt dann auf den Gang der Dinge zu Hause. „Bewundernswert ist es, was zu Hause an Opferwilligkeit geleistet wird! Aber die Unruhe, die sich daheim in manchen Erscheinungen äußert, begreift man hier im Felde nicht ganz. Zu irgendwelcher Unruhe ist doch nicht der geringste Grund vorhanden. Eine Zeit wie die jetzige ist immer schwer für alle und für jeden. Das muß eben überwunden werden. Und wir werden es überwinden. Dann wird das Verlorene sich wieder ersetzen, doppelt. Wie es hier im Felde steht, das werden Sie mit eigenen Augen sehen. Erzählen Sie es nur daheim! überall geht's voran, manchmal für die Ungeduld zu Hause nicht schnell genug, aber man muß einem zähen Feind gegenüber vorsichtig sein und unnötige Opfer vermeiden, um Kraft für entscheidende Stunden zu sparen. Wenn man sieht, wie tüchtig und beharrlich im Felde gearbeitet wird, nicht nur an der Front, sondern auch hinter der Front und zwischen den Kämpfen,

dann wird man ruhig, fühlt sich sicher und wird vertrauensvoll, auch in nöthigem Maße geduldig.“ Das ist eine Philosophie, meint Ganghofer, die wir Deutsche uns alle zu eigen machen sollten, bis sie Stein und Bein in uns geworden ist.

Der klärende und erhebende Eindruck, den der Dichter aus dem französischen Gartenhaus des deutschen Reichskanzlers mit fortnahm, sollte noch ein tragendes Fundament am Abend finden, als er wieder in dem kleinen Hintergarten der stillen Villa war im Kreise des Kaisers und der ihn umgebenden Offiziere. Da hörte und sah er ein für uns alle sehr lehrreiches Beispiel von des Kaisers Geduld und Ruhe gegenüber den Verleumdungen unserer vielen Feinde. Die Dinge erbittern den Kaiser, daß ihm die Stirn brennt. Aber auch in der heißesten Erregung verliert er nie die Herrschaft über sein Wort. Er hat in einem solchen Fall gesagt: „Das ist stark! Aber dumm ist es auch! Ein Glück, daß die Wahrheit auf die Dauer immer klüger ist und die schnelleren Beine hat.“ Ritterliches Verhalten einzelner Gegner erfreut den Kaiser. Aber noch kaum einen zweiten Menschen hat der Dichter über gute Eigenschaften, über zähe Tapferkeit und kriegstechnische Leistungen unserer Feinde so objektiv, so gerecht und so anerkennend urtheilen hören wie den Deutschen Kaiser. Das sollten einmal jene von ihm hören, die alle feindliche Welt jetzt erfüllen mit ihren urteilslosen Pamphleten wider ihn, mit den aberwichtigsten Karikaturen und den niedrigsten Beschimpfungen.

Auch gegen England hört man vom Kaiser kein im Zorn maßloses Wort. Jedes Urteil, das er da ausspricht, bleibt doch, so streng es auch manchmal klingt, immer innerhalb der Grenzen einer vornehmen Zurückhaltung. Doch hört man, wenn von den germanischen Vettern über dem Kanal die Rede ist, aus seiner Stimme ein leises, kaum merkliches Vibrieren. Dabei mischt sich seine Rede mit Bildern von scharfer Prägung, mit Gleichnissen von schlagender Kraft. Im Gespräch mit dem Vertreter eines neutralen Staates sagte der Kaiser: „Sie sind doch Sportsmann? Wenn bei einem Wettrennen nach und nach alle schwächeren Konkurrenten ausscheiden, und es ringen nur noch die beiden stärksten Pferde um den Sieg — haben Sie da schon einmal gesehen, daß der Jockey des Pferdes, welches nachzulassen droht, mit der Peitsche nach dem Jockey des Pferdes schlägt, das ehrgeiziger und besser an Kräften ist?“ Ein Kopfschütteln des Sportsmannes. „Nun? Warum schlägt denn England nach uns? Warum schlägt es nicht auf seinen fauler werdenden Gaul?“ Und ein anderes Kaiserwort muß festgehalten werden: „Viele von den Leuten, die uns immer nach Aeußerlichkeiten des Schliffes beurteilen und uns immer Barbaren nennen, scheinen nicht zu wissen, daß zwischen Zivilisation und Kultur ein großer Unterschied ist. England ist gewiß eine höchst zivilisierte Nation. Im Salon merkt man das immer. Aber Kultur haben bedeutet: Tiefstes Gewissen und höchste Moral. Moral und Gewissen haben

meine Deutschen. Wenn man im Ausland von mir sagt, ich hätte die Absicht, ein Weltreich zu gründen, so ist das der krasseste Unsinn, der je über mich geredet wurde. Aber in der Moral, im Gewissen und im Fleiß der Deutschen steckt eine erobernde Kraft, der sich die Welt erschließen wird."

An dem Abend waren außer dem Großadmiral v. Tirpitz als Gäste noch zwei Offiziere zugegen, von denen der eine als Kurier aus Konstantinopel, der andere als Kurier aus dem Osten vom Heer des Feldmarschalls v. Hindenburg gekommen war. An diesem Abend gab es noch andere Dinge zu hören und Erfreuliches und Verheißungsvolles, das aber noch nicht ausgesprochen werden darf. Eines aber darf der Dichter sagen: Als er an diesem Abend unter rauschenden Regengüssen heimwanderte durch die finstere Nacht, da sah er unsere deutsche Sonne glänzen, groß und schön.

Der Kaiser und die Kriegsgefangenen.

Der Kaiser und die Freiwilligen von 1813 und 1914. — Die „richmvolk veröbeten Hörsäle“. — Der Sturm auf Digmuiden durch die Freiwilligen. — Wie der Kaiser den Sieg von Digmuiden erfuhr. — „Donnerwetter, die Freiwilligen sind ganze Kerle!“ — Das schönste Erlebnis des Kaisers.

Bei Ausbruch des Krieges ging ein Begeisterungsturm durch das deutsche Volk, der die gewaltige Zeit von 1813 noch in den Schatten stellte.

Wie im Jahre 1813 eilten alle Jünglinge und Männer freiwillig im edlen Borne zu den Fahnen, um ihre Kräfte in den Dienst des Vaterlandes zu stellen und zu ihrem Theil dazu beizutragen, den Feind von unseren Grenzen fernzuhalten. Alle Schulen und Gymnasien, Hochschulen und Univer-
sitäten wurden leer, denn die Studenten hatten wichtigeres zu tun als die Wissenschaft zu pflegen. So konnte der Kultusminister das schöne Wort von den „ruhmvoll verödeten Hörsälen“ sprechen. Den Kaiser erfüllte diese ungeahnte Volksbewegung mit stolzer Freude, und er erlebte sie als ein machtvolles Glück. Er hatte oft schon seinem Bedauern Ausdruck gegeben, daß er nicht das Glück gehabt hatte, die große Zeit der deutschen Volkserhebung von 1813 zu erleben. Er glaubte, daß eine Zeit von so heldenhaftem Aufschwung nie mehr wiederkehren werde, da das deutsche Volk nie wieder von einem Gegner wie Napoleon I. bedroht werden würde. Er ahnte nicht, daß noch stärkere Feinde den Todesstoß für unser Vaterland vorbereiten wollten. Als sie aber zum Stoß aus-
holten, da sah er, daß die heldenhafte Zeit wieder-
gekehrt war, Deutschland war noch — das sprach er mit tiefer Bewunderung aus — das Volk der Helden von 1813 geblieben, ja, er fühlte, daß es noch weit darüber hinausgewachsen war. Das Heer war in Feindesland, und ein neues Heer war im Vaterland erstanden, Millionen von Männern drängten sich dazu, des Königs Rock tragen zu dürfen, ein Millionenheer von so edler Begeiste-

rung, so erhabener Gesinnung, wie es die Welt bisher noch nicht gesehen hatte. Der Kaiser nahm an der Entwicklung dieser gewaltigen Armee von Freiwilligen den größten Anteil. Er ritt — als er noch in Berlin weilte — hinaus zu den Übungsplätzen, um sich von dem Stand ihrer Ausbildung persönlich zu überzeugen. Dabei begrüßte er sie stets mit einem kräftigen „Guten Morgen, Kameraden!“, nahm ihren Vorbeimarsch ab und erkundigte sich bei allen nach Beruf, Herkunft und Eltern. Als sie dann zu Soldaten ausgebildet waren und ins Feld hinauszogen, begleitete er sie stets mit warmem Interesse. Er erfuhr, wie heldenhaft sie sich schlugen, wie todesmutig sie in die Schlacht zogen, und belohnte ihre Tapferkeit durch zahlreiche Kreuze von Eisen. Und dann kam der große Siegstag der Freiwilligen, die Erstürmung von Dignuiden. Was die Freiwilligen hier geleistet haben, steht mit goldenen Lettern unvergänglich für alle Zeiten in der Ruhmesgeschichte des deutschen Volkes verzeichnet. Es waren die Tage an der Yser und von Dignuiden . . .

Unsere Feinde hofften, hier ein leichtes Spiel zu haben, da sie wußten, daß die jungen Freiwilligenregimenter hier auf der Wacht standen.

Engländer und Franzosen, Belgier und Indier, Senegalneger und Turkoß waren hier in Dignuiden versammelt, um die deutschen Freiwilligen zu empfangen. Schritt für Schritt mußte jeder Fuß Bodens gegen einen hartnäckigen Feind erkämpft werden. Die Freiwilligen dringen aber unaufhalt-

sam vor. Die Feinde überschwemmen das Land an der Yser. Nur eine kurze Zeit bildet das Wasser ein Hinderniß den tapseren Scharen. Bald bringen sie auf's neue von Südwesten vor. Am 9. November kam der folgenschwere Befehl:

„Brigade R. stürmt morgen 1 Uhr mittags Dixmuiden!“

Punkt 1 Uhr wurde der Sturm auch ausgeführt. Die Freiwilligen drangen mit solchem Ungestüm vor, daß die Feinde zurückwichen. Nur einige Abtheilungen Senegalneger und Turkos hielten noch stand, bis auch sie niedergemacht waren. Dixmuiden war unser! Dem Kaiser wurde von dem Heldensturm der Freiwilligen sofort Mitteilung gemacht, der allen Helden Auszeichnungen verlieh. Dabei sagte er:

„Donnerwetter, die Freiwilligen sind ganze Kerle!“

Jedenfalls gehörte der Millionensturm der Freiwilligen zu den Waffen, der seit 1813 nicht wieder in Erscheinung getreten war, nach des Kaisers Worten zu seinen schönsten und erhabensten Erlebnissen.

Der Kaiser im Schützengraben.

Wie der Kaiser die Schützengräben besucht. — Die Compagnie Franzosen als „Gastgeschenk“. — Wie der Kaiser mit seinen Soldaten verkehrt. — Der Kaiser und die Ritter des Eisernen Kreuzes.

Der Kaiser lebt mit seinem Heere als ein Soldat unter Soldaten. An allem nimmt er Anteil, was das Heer betrifft. Es ist darum kein Wunder, daß er des öfteren — der Gefahren nicht achtend — den Schützengräben, die in diesem Kriege eine so große Rolle spielen, einen Besuch abstattet. Eines Tages war er im Argonner Wald, wo seit Wochen um jeden Flecken gerungen wird. Hier besuchte er die Schützengräben, in denen unsere Soldaten dem Feinde gegenüberliegen. Er konnte mit Genugthuung feststellen, daß unsere Feldgrauen in den langen Kriegsmonaten den Humor noch nicht verloren hatten, denn die stolzen Namen, mit denen die bombensicheren Erdlöcher belegt waren, ließen auf einen guten Witz und heitere Stimmung in dem Ernst des Krieges schließen. Ein Loch hieß „Waldesruh“, ein anderes „Waldfrieden“, auf einem dritten stand: „Klein, aber mein!“ als Hausinschrift. In einer „Villa Bombensicher“ machte der Kaiser einen Besuch. Hier konnte er feststellen, daß selbst der kleinste Raum noch sehr mannigfache Zwecke aufweisen kann. An der linken Wand stand ein aus Brettern zusammenge-

jetzter „Tisch“, über dem ein Schild hing mit der Aufschrift: „Arbeitszimmer“. Die rechte Wand dagegen stellte durch Plakat das „Schlafzimmer“ dar, jedenfalls weil hier eine Lagerstätte sich befand. Aber auch ein „Musikzimmer“ gab es hier, denn an der hinteren Wand hing über einer — Ziehharmonika eine Aufschrift, die besagte, daß diese Wand als Musikzimmer gedacht war. Endlich, um die Vielseitigkeit dieser Schützengrabenvilla zu erschöpfen, gab es hier auch ein „Speisezimmer“, und zwar befand sich dies in der rechten Ecke, da hier ein Brett angebracht war, auf dem sich neben Kommißbrot noch eine Flasche Wein und eine Flasche Kognak befanden. Der Kaiser nahm eine Besichtigung der „Zimmerflucht“ vor und trank dann ein Glas Wein auf die Gesundheit der Bewohner des Schützengrabens. Dann stieg er aus der Erdhöhle heraus. Hier erwartete ihn eine seltsame Überraschung, denn hier stand eine Kompagnie Franzosen aufgestellt. Es waren gerade eine Anzahl Gefangene von einigen Leuten des Schützengrabens gemacht worden, und der befehligende Unteroffizier, der von der Anwesenheit des Kaisers im Schützengraben gehört hatte, wollte sie gleich dem hohen Gaste vorführen, gleichsam als „Gastgeschenk“. Als der Kaiser verwundert das seltsame Schauspiel ansah, trat der Unteroffizier vor und sagte: „Majestät, det sind ja bloß Gefangene, die id hergebracht habe, damit Sie Ihnen mal sehen können.“ Der Kaiser war erfreut und fragte die bewachenden Mannschaften, ob es viel

Arbeit gab. Darauf antwortete einer von ihnen: „Na ob, Majestät, aber wir jehn druff wie Blücher.“

Dieser ungezwungene Ton herrscht zwischen dem Kaiser und seinen Leuten überall. In einem Feldpostbrief berichtet darüber ein Leutnant in unterhaltender Weise. Der Kaiser besuchte ein Regiment und wollte auch dort die Schützengräben besichtigen. Das Regiment lag aber in einem Dorf dicht beim Feind. Über diesen Besuch des Kaisers in der vordersten Linie heißt es in dem Feldpostbrief folgendermaßen:

§ , 20. Oktober. Gestern war ein wahrer Sonntag, so wie ich noch keinen . . .

Bis hierher bin ich vor einer Stunde gekommen, mußte aber abbrechen, da — der Kaiser bei uns war. Ich will nun noch einmal anfangen: also, so wie ich noch keinen im Kriege erlebt habe. Früh um 9,45 Uhr Feldgottesdienst durch Divisionspfarrer J. Er sprach wieder großartig: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des ewigen Lebens geben.“ Die Regimentsmusik spielte; es war erhebend.

Nach dem Gottesdienst Frühkonzert auf unserem Gutshof. Die Franzosen werden sich geboht haben, aber sie können es nicht verhindern, sie langen nicht so weit wie die Engländer. — Der Oberst bekommt einen größeren Abschnitt. Es wird ihm noch ein Füsilierbataillon unterstellt und eine Pionierkompagnie. Die Führer melden sich und bringen mir viel Arbeit für die nächsten Tage. Das war nicht sonntäglich. Aber dann haben wir

Hauptmann R., Führer und Oberleutnant M. (Adjutant) zu Gast bei Tisch.

Um 10 Uhr abends werde ich noch mit einem Divisionsbefehl bedacht: „Regiment meldet bis morgen früh 6 Uhr Gefechtsverluste in den und den Zeitabschnitten.“ — Ich frage gleich an, ob das so schnell sein müsse, und erfahre: „Ja, das klingt zwar wunderbar, aber wir würden es morgen schon sehen.“ Na, was befohlen wird, wird gemacht.

Um 12 Uhr nachts werde ich nochmals vom Hauptmann von B. vom Generalkommando ans Telephon gerufen, er komme sofort mit einem Korpsbefehl zu uns. Wir knobeln und raten schon, was das für ein Befehl sein könne, aber können doch keine vernünftige Lösung finden. In Spannung schlagen wir (der Oberst und ich) Fliegen tot.

Hauptmann von B. kommt: „Herr Oberst, Seine Majestät hat sich für morgen beim Generalkommando ausgesagt. Excellenz v. L. will ihn in den Abschnitt vom Herrn Oberst führen.“ — — —

Unfaßbar, aber es mußte doch wahr sein! Also morgen eine Stunde früher aufstehen, schweigen und keinem etwas davon sagen, außer den hier anwesenden Offizieren, damit kein Paradebild entsteht. Nur Ordnung machen. — Heute morgen gründliches Aufräumen unseres Zimmers und meiner Schreibstube (Raum für alles), der Hof, der auch sonst schon immer blitzblank ist, wird nochmals gründlich bearbeitet. Im übrigen bleibt alles beim alten. Unsere Leute ahnen nichts.

Gegen 10 Uhr vormittags telephonierte das Generalkommando: „Majestät ist eben abgefahren.“

Mühe auf, umschnallen, Handschuh an . . . setzen wir auch den Helm auf? Nein, der Kaiser kommt ja, seine Feldsoldaten zu sehen. Wir gehen auf den Hof, ich rufe den Leuten zu: „Der Kaiser kommt!“ Verdutzte Gesichter.

Schon hört man Autos. Sie fahren auf den Hof. Dem zweiten entsteigt unser Allerhöchster Kriegsherr. Der Oberst ist an das Auto getreten, ich links hinter ihm. Der Kommandierende General stellt den Obersten vor, der Oberst meldet ihm. Majestät schüttelt ihm die Hand. Ein Blick vom Kommandierenden. Ich trete einen Schritt vor: „Der Adjutant Leutnant G.“ Der Kaiser drückt auch mir kräftig die Hand . . . Dann sieht Majestät das Eisene Kreuz erster Klasse beim Oberst: „Herzlichen Glückwunsch!“

Nun führt der Oberst Majestät durch den Hof. Wir kommen bei ganz verschieden beschäftigten Leuten vorbei, die einen putzen Pferde, andere kochen oder flicken: „Guten Morgen, Leute!“ — „Guten Morgen, Euer Majestät!“

Der Oberst erzählt dann weiter von dem braven Verhalten des Divisionspfarrers, der mitten im englischen Geschützfeuer die Grabrede hielt. Er zeigt die Einschüsse der englischen Granaten und führt Majestät ein Stück weiter vor. Der Kaiser sieht von hier aus ins Nisnetal, sieht die feindlichen Höhen, sieht Schrapnells und Granaten beim Fort Condé einschlagen, sieht unsere Leute

am Schützengraben arbeiten. Leider können wir ihn nicht weiter nach vorn führen. Die Verantwortung ist doch zu groß. Dicht vor uns ist die Batterie Br. . . Hauptmann Br. und Hauptmann R. (Abteilungsführer) werden vorgestellt. Weiter links ist eine alte Scheinstellung der . . . er, die während eines Gefechtes nur auffällige Deckungen hat lauen können. Majestät sagt zu Hauptmann Br. . . scherzend: „Wenn ihr auch so auffahrt wie die da (auf die Scheinstellung aus Wagenrädern und Baumstämmen zeigend), dann werdet ihr eingesteckt.“

Dann gehen wir zurück. Ich hole unsere gefundenen feindlichen Granaten und Geschosßkerne. Der Kaiser sieht alles an. Dann geht er zur 5. Kompagnie, unserer Reserve im Abschnitt.

Dann sieht er Musketier Raczmirek mit dem Eisernen Kreuz und holt ihn sich heraus.

„Wo hast du das Kreuz verdient?“

„Wir wollten Artillerie stürmen, und da war 'n breiter Graben, Wassergraben. Da bin ich in voller Ausrüstung rinesprungen und hab 'n Schiff riebergeholt.“

Es war an einem 15 Meter breiten Kanal bei Landrecies. Er schwamm durch und holte einen Frachtkahn, wie unsere Warthefähne, rüber.

Den frischgebadenen Leutnant der Reserve B. von der fünften Kompagnie, der das Kreuz trägt, fragt er danach und drückt ihm die Hand. Dann geht er zum Auto. Er ruft den Obersten noch mal zu sich heran, er soll dem ganzen Regiment mit-

teilen, er habe sich gefreut, so Gutes vom Regiment zu hören: er könne nicht zu allen hingehen, er solle sein Regiment grüßen. Dann fährt das Auto ab. Ein dreifaches Hoch schließt den Kaiserbesuch ab.

Es ist doch großartig, daß der oberste Kriegsherr hier so zu seinen Soldaten in die vorderste Linie kommt und so mit ihnen verkehrt. So ganz echt und ungekünstelt. Ihn in die Schützengräben zu führen, war keine Gelegenheit.

Der Kaiser bei der Gulaschkanone.

Der Kaiser als Schöpfer der Feldküchen. — Der Kaiser und Paeseler über den Wert der „Gulasch-Kanonen“. — Das „Eisblein-deck-dich“ für unsere Soldaten. — Ein Mittagssbrot des Kaisers inmitten seiner Feldgrauen. — „Laßt euch nicht stören, ich will mir einen Happen.“

Eine staubige Landstraße tief in Frankreich ... Soldaten kommen und halten sorgfältig ein Gefäß in den Händen. Es ist Essenszeit. In der Nähe hält eine „Gulasch-Kanone“, eine jener berühmten Feldküchen, die einer Anregung unseres Kaisers ihr Dasein verdanken und sich in unserem ganzen Heer, ja im ganzen deutschen Volk, wegen ihrer wohlthätigen Wirkung nach des Kampfes harter Arbeit einer beispiellosen Volkstümlichkeit erfreuen. Die „Gulasch-Kanonen“ bewähren sich an jedem Tag

und an jeder Stelle des gewaltigen Kriegsschauplatzes immer aufs neue und erquickten unsere hungerrigen Feldgrauen und stärkten sie für neue Kampfesmühen. Es zeigt sich auch hierin der praktische Blick des Kaisers, der manchem Widerstand in Fachkreisen bei der Einführung der Feldküchen begegnete, da viele befürchteten, daß dadurch die Beweglichkeit des Heeres leiden würde.

Man erzählt sich, daß auch der greise Feldmarschall Graf Haeseler zu den anfänglichen Gegnern der „Gulasch-Kanonen“ gehört habe. Bei einem Kaisermanöver auf historischer Stätte, wo Haeseler selbst im Jahre 70 gekämpft hatte, soll er dem Kaiser dargetan haben, daß hier eine so große Anzahl von Feldküchen den Sieg sehr behindert hätten. Nun, der Krieg hat, wie mit so mancher falschen Anschauung, auch mit dieser gründlich aufgeräumt, denn es hat sich erwiesen, daß bei guter Organisation die Feldküchen nur Segen stiften. Sie steht — ohne die Kriegsmaßnahmen zu behindern — irgendwo versteckt hinter der Front, ein stetes „Tischlein=deck=dich“ für unsere Soldaten und immer bereit, warme köstliche Speisen den Müden zu reichen. Die staubbedeckten Feldgrauen, die sich an ihrem Essen gütlich tun, werden plötzlich aufmerksam. Auf der Landstraße erscheinen vier Reiter ... Offiziere ... Einer löst sich von ihnen los und sprengt zu dem Standplatz der „Gulasch-Kanone“.

„Haben Sie noch ein paar Bissen für uns übrig?“ fragte er.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

Bevor man noch weiß, um wen es sich handelt, sind auch die drei anderen Reiter herangesprengt.

Der Kaiser!!

In freudiger Überraschung rufen alle „Hurra!“ und der oberste Kriegsherr dankt lächelnd.

„Schmeckt's?“ fragt er. „Laßt euch nicht stören, ich will auch nur einen Happen essen. Habe Hunger.“

Dann reitet er zur „Gulasch-Kanone“, wo schon der Hauptmann für ihn einen Topf hat füllen lassen. Gemütlich nimmt er ihn entgegen und löffelt den ganzen Topf aus, inmitten seiner Krieger.

„Ausgezeichnet, ausgezeichnet“, sagt er hin und wieder und . . . läßt sich noch zum zweitenmal geben.

„Ich esse euch alles weg, aber ich werde mich erkenntlich erweisen.“

Die Soldaten sind natürlich begeistert und stolz, daß der Kaiser, genau wie jeder von ihnen, aus derselben „Gulasch-Kanone“ sein Essen nahm und mitten unter ihnen „dinierte“.

Ein echter Soldatenkaiser!

Brausendes Hurra begleitete ihn, als er sich mit einem kräftigen „Prost Mahlzeit“ von seinen Beuten verabschiedete. Am Abend kamen dann mehrere Gänse und Hühner als „Ersatz für das weggenommene Mittagessen“. Sie wurden auf das Wohl des Kaisers mit Freuden zum Abendbrot verzehrt. Dieser eine kleine Zug ist für die Anschauungs- und Lebensweise des Kaisers im Felde bezeichnend.

Denn der Kaiser läßt keine Gelegenheit vorübergehen, sein Essen aus der Gulasch-Kanone zu beziehen, wenn er unterwegs ist, um seine Truppen auf der langen Schlachtfrent zu besuchen. Für solche Reisen werden darum niemals Vorbereitungen zur Beföstigung des Kaisers getroffen: „Wir treffen schon eine Gulasch-Kanone“, antwortete er stets auf die Fragen, was er zum Mittag befehle. Zugleich liegt darin auch ein Beweis für die Vorzüglichkeit der Speisen, die aus den Feldküchen den Truppen gereicht werden, denn der Kaiser meldet sich nie besonders an, damit nicht eigens für ihn ungewöhnliche Vorbereitungen getroffen werden.

„Ich esse das, was meine Soldaten-essen“, hat er schon oft erklärt.

Es hat ihm bisher immer geschmeckt, und zwar so gut, daß er auch oft im Quartier plötzlich den Auftrag gibt, aus irgendeiner der zunächst liegenden „Gulasch-Kanonen“ das Essen für ihn und sein Gefolge zu holen.

Einmal war eine Feldküche leer, als er dazukam. Die Soldaten hatten auch nicht einen Bissen übriggelassen, da sie ja nicht wußten, welch hoher Besuch ihnen noch bevorstände.

„Da ist nichts zu machen! Da wird eben heut kein Abendbrot gegessen!“ erklärte gut gelaunt der Monarch und war nicht zu der Erlaubnis zu bewegen, daß eigens für ihn etwas gekocht werde.

An dieser Stelle sei auch eine poetische Verherrlichung der „Gulasch-Kanonen“ erwähnt, die ein

gesättigter feldgrauer Musketier verfaßt hat und die dem Kaiser viel Freude bereitete, als sie ihm zu Ohren kam. Folgendermaßen besingt der brave Soldat die essenspendende Kanone:

Es waltet und siedet und brauset und zischt,
Wenn Fleisch mit Gemüse sich menget.
Es kräftigt den Krieger! Und kosten tut's nicht!
Dum jeder sich froh dazu dränget.
Und kommen wir auch mal um Mitternacht
Zum „Mittagbrot“ erst nach blutiger Schlacht —
Stets harret unser zum Lohne
Die treue „Gulasch-Kanone“.

Ja, die Gulasch-Kanone ist auch ein wichtiges Kriegswerkzeug, und sicherlich nicht das schlechteste!

Der Kaiser bei den Verwundeten.

Der Kaiser in den Lazaretten. — „Hurra, der Kaiser!“ —
Wie der Kaiser mit einem Verwundeten betete. — Wie der
Kaiser gefallene Helden ehrt. — Der Kaiser auf dem Soldaten-
friedhof.

So oft der Kaiser Gelegenheit hat, versäumt er es nie, die Verwundeten in den Lazaretten zu besuchen und die schwerer Verletzten durch Trost und Zuspruch aufzurichten. Von den leicht Verwundeten läßt er sich stets genauen Bericht darüber erstatten, wo und wie sie ihre Wunden empfangen

haben. Oft belohnt er tapfere Jüngens sofort dadurch, daß er ihnen eigenhändig das Eiserne Kreuz übergibt. Manchmal kommt es dabei zu rührenden Szenen, wenn die Verwundeten plötzlich den Kaiser vor sich sehen. Ein erschütternder Vorfall ereignete sich im September in einem Lazarett in Belgien. Der Kaiser stattete hier unangemeldet einen Besuch ab und kam gerade dazu, wie eine Operation an einem Schwerverwundeten in der Marse glücklich vollendet worden war. Mitleidvoll sah der Kaiser den jungen, kräftigen Soldaten an, der allmählich aus seinem tiefen Schlaf erwachte, während der Kaiser dabei stand. Als der Verwundete die Augen aufschlug, sah er sich einen Augenblick müde und verwundert um, erkennt plötzlich den vor ihm stehenden Monarchen und hauchte mit schwacher Stimme und glücklichem Lächeln: „Hurra, der Kaiser!“ Der Kaiser streichelte ihn, gerührt über die in diesem schweren Augenblick bewiesene Liebe, zärtlich die Wangen und sagte: „Bleib ganz ruhig, mein lieber Sohn.“ Dann ging er leise hinaus, um den Kranken nicht zu stören, nicht ohne nach dem Namen des Soldaten zu fragen. Alle Anwesenden waren durch dieses Erlebnis erschüttert. Noch lange nachher erkundigte sich der Kaiser täglich nach dem Befinden des Kranken, bis er hörte, daß er sich auf dem Wege der Genesung befinde. Kaum war er etwas gekräftigt, als der Kaiser ihm mit vielen Glückwünschen das Eiserne Kreuz verlieh und ihm seine Beförderung mittheilte.

Dasſelbe genüthvolle Verhältniß zwischen dem Kaiſer und ſeinen Soldaten kann man ſtets beobachten. Einem ſchwer verwundeten Schwaben leiſtete er lange Zeit Geſellſchaft und unterhielt ſich mit ihm über ſeine häuſlichen Verhältniſſe. Dabei ermunterte er ihn mit folgenden Worten: „Gott hilft weiter. Er hat uns im Oſten und Weſten geholfen, er wird auch dir helfen, mein lieber Junge.“

Auch auf dem Schlachtfelde ſpricht der Kaiſer jeden Verwundeten, dem er etwa begegnet, an und ſorgt für ſchnelle Hilfe. Als er eines Tages einen ſterbenden Soldaten ſah, ging er zu ihm, ſtützte ihn und kniete dann neben ihm nieder, um mit ihm zu beten. Ein dankbarer Blick nur konnte ihn lohnen. Er blieb bei dem Schwerverwundeten ſo lange, biß die Krankenträger herangekommen und das Weitere veranlaßten.

Wie der Kaiſer geſallene Helden ehrt.

Es wird an dieſer Stelle intereſſieren zu erfahren, wie der Kaiſer geſallene Helden ehrt. Der Kaiſer beſuchte ein Gehöft in Frankreich, namens J . . . , um das dort lagernde Regiment zu beſichtigen. In dieſer Gegend hatten ſchon mehrere ſchwere Gefechte ſtattgefunden. Hinter der Mauer der Ferme hatte der Oberſt einen kleinen Soldatenfriedhof anlegen laſſen, wo die geſallenen Helden beſtattet worden waren. Als der Kaiſer in das Gehöft eingefahren war und die Offiziere kennen gelernt hatte, gab er zunächſt den Wunſch zu er-

kennen, den kleinen Friedhof zu besuchen, um den Toten die letzten Ehren zu erweisen. Zehn Mann schloßen hier in Feindesland den ewigen Schlaf. Jedes Grab war von den Kameraden hübsch geschmückt worden, soweit es in der Hast der Schlacht möglich war. Ein hölzernes Grabmal zeigte den Namen der Gefallenen und den Tag des Todes an, und Helme waren der kriegerische Schmuck. Lange blieb der Kaiser sinnend inmitten der Gräber stehen. Dann fiel sein Blick auf einen schönen Blumenstrauß, den der Regimentsadjutant in Händen hielt.

„Sollen diese Blumen für mich sein?“ fragte der Kaiser den Offizier.

„Zu Befehl, Euer Majestät!“ erwiderte der Gefragte und reichte den Strauß aus Rosen und roten Asters dem Kaiser, der ihn schnell entgegennahm. Dann band er den Strauß auf und legte auf jedes Grab Blumen hin.

„Teilen Sie das den Eltern mit!“ befahl er dem Offizier.

In der betreffenden Mitteilung schreibt der Offizier: „Das tat der Kaiser, der mächtigste und erhabenste Kriegsherr seinen gefallenen jungen Helden in der vordersten Linie.“

Der Kaiser und seine Feinde.

Was die Feinde früher über den Kaiser sagten. — Der Zar über den Kaiser. — Der Kaiser als Soldat im Urtheil der Franzosen und Engländer. — Wie der Kaiser mit seinen Feinden verwandt ist. — Eine englische Prophezeiung für den Kaiser. — Ein französisches Theaterstück über den Kaiser und den Krieg.

„Der Kaiser der größte Friedensfreund, ein besserer als der Zar.“

Die englische Zeitung „Manchester Guardian“, die sich heute in Beschimpfung Deutschlands und unseres Kaisers nicht genug tun kann, hat noch vor wenigen Monaten — aus Anlaß des Regierungsjubiläums — über unseren Kaiser ein Urtheil gefällt, das zu Ruß und Frommen des Auslandes aufgefrischt werden soll. Die Zeitung schrieb: „Ein Mann, der intellektuell sich selber gegenüber ehrlich ist, findet überall Bewunderer und Sympathie, selbst unter Leuten, die nichts mit ihm gemein haben. Die meisten Menschen nehmen fertige Ansichten auf und leben in ihnen wie in einer schützenden Muschel. Anders Männer vom Typus des Kaisers. Auch wo seine Ansichten über viele Fragen festgestellt sind, hat man doch stets den Eindruck, daß sein Geist neuen Ideen zugänglich, sein Temperament großmütig und impulsiv bis zum Fehlgreifen ist. Bei all seinem Enthusiasmus für die Armee ist er vielleicht der beste Freund des

Friedens in Europa, ein weit besserer jedenfalls als der Zar, der in seinem Zirkular, das die erste Haager Konferenz zusammenrief, sentimentale Betrachtungen über den Fluch des Militarismus anstellte. Und bei seinem Verlangen nach einer starken Flotte ist er wahrscheinlich der beste Freund, den England unter den Herrschern Europas hat. Es ist nicht immer eines Mannes Lebensphilosophie das Wesentliche, wohl aber was der Mann ist. Der Kaiser, das fühlen die meisten Engländer, ist ein Mann, auf dessen Freundschaft man bauen kann, unfähig zum Verraten und warm in seiner Empfindung."

Wie der Zar bisher über die Friedensliebe des Kaisers dachte.

Ein prachtvolles Dokument von der hinterlistigen Gesinnung des Zaren bildet ein Artikel in der russischen Zeitschrift „Stara Wladimirez“, die zu Petersburger Hofkreisen enge Beziehungen unterhält. Diese Zeitschrift brachte nämlich einige Zeit vor Ausbruch des Krieges einige Äußerungen des russischen Zaren über unseren Kaiser, der jetzt bekanntlich vom Zaren als „Erbfeind“ bezeichnet wurde. Nach dieser Mitteilung des russischen Blattes hat nämlich der Zar Gelegenheit genommen, aus Anlaß einer Feierlichkeit im deutschen Kaiserhause einige Urteile über unseren Kaiser zu sprechen, die heute eines gewissen Reizes nicht entbehren. Besonders bemerkenswert ist dabei, wie oft der Zar in den wenigen Worten die große Friedens-

liebe des Kaisers betont, der es allein zu verdanken sei, daß die Welt in allen den letzten großen Verwicklungen infolge der Balkankriege vor einem vernichtenden Weltbrand bewahrt worden sei. Der Zar sprach sich ungefähr folgendermaßen aus: Als Herrscher kennzeichnen den Kaiser zwei Eigenschaften, die bei dem Regenten eines so großen Landes für die ganze Welt von Bedeutung sind, nämlich seine Friedensliebe und sein Pflichtbewußtsein. Alle politischen Gespräche und Handlungen des Deutschen Kaisers sind, wie der Zar sich äußerte, von dem Gedanken der Erhaltung des Friedens beherrscht. Diese Idee steht bei dem Deutschen Kaiser an erster Stelle, da von ihr die Kultur und die Wohlfahrt der Völker abhängig ist. Interessant ist dabei der Umstand, daß der Zar die Friedensliebe des Deutschen Kaisers aus seinem starken Pflichtbewußtsein erklärt, welches Wilhelm II. seinem Volke und der Welt gegenüber hat. Der Deutsche Kaiser ist nämlich durchaus eine soldatische Natur, bei der das übermächtige Vorherrschen der Friedensidee nur durch das große Verantwortlichkeitsgefühl erklärt werden kann. Als Mensch und Freund zeigt der Deutsche Kaiser Eigenschaften, die den obigen entsprechen. Er ist von schlichter Herzlichkeit und von einem aufrichtigen, warmen Gefühl für denjenigen besetzt, dem er freundschaftliche Empfindungen entgegenbringt. Es ist nicht leicht, diese freundschaftlichen Gefühle zu zerstören, da der Kaiser mit Aufrichtigkeit an seine idealen Gefühle glaubt. — Wenn der Zar

die alte Freundschaft, die ihn mit dem Kaiser verband, doch zerstört hat, so kann man daraus erkennen, wes Geistes Kind und welcher Charakter er sein muß.

Wie der Kaiser mit seinen Feinden verwandt ist.

In der Politik gibt es, wie dieser Krieg zeigt, keine verwandtschaftlichen Gefühle, denn zwei Herrscher der uns feindlichen Länder sind mit unserem Kaiser recht nahe verwandt. Am bekanntesten ist ja die Verwandtschaft des englischen Königs mit dem Kaiser. Die beiden Herrscher sind Vettern, da die Mutter des Kaisers die Schwester des Vaters des jetzigen Königs von England war. Weniger bekannt ist der Verwandtschaftsgrad zwischen dem Zarenhause und dem Kaiser. Diese Verwandtschaft beruht auf der Ehe des Zaren Nikolaus I., des Urgroßvaters des jetzigen Zaren, der mit Prinzessin Charlotte von Preußen, einer Schwester Kaiser Wilhelms I. vermählt war. Das Verhältnis ist also ein sehr enges. Aber auch der Zar und der König von England sind miteinander verwandt. Diese Verwandtschaft gründet sich auf die Heiraten dreier Fürsten mit dänischen Prinzessinnen. König Christian IX. von Dänemark, der in Kopenhagen am 29. Januar 1906 starb, hatte sechs Kinder. Von diesen ist der älteste Enkel jetzt unter dem Namen Christian X. König von Dänemark. Die älteste Tochter des Königs Christian IX. und somit die Tante des jetzt regierenden Königs ist die Prinzessin

Alexandra, die sich am 10. März 1863 zu Windsor mit Albert Eduard, Prinzen von Wales, dem späteren König Eduard von England, vermählte. Sie ist die Mutter des jetzt regierenden Königs Georg von England. Ihre Schwester, das vierte Kind des verstorbenen Königs Christian IX., ist die Prinzessin Dagmar, die sich am 28. Oktober 1866 alten Stils mit Alexander III., Kaiser von Rußland, vermählte und den Namen Maria Feodorowna annahm. Sie ist die Mutter des jetzt regierenden Zaren Nikolaus. Es ist dieselbe Frau, die nach Ausbruch des Krieges durch Deutschland fahren wollte und sich in merkwürdigen Redensarten erging, als man es ihr natürlich nicht erlaubte. Aber noch auf eine andere Art ist jetzt unser Kaiserhaus mit dem Zaren verwandt, und zwar durch den Herzog Ernst August von Braunschweig, den Schwiegersohn unseres Kaisers. Eine weitere Schwester, nämlich das fünfte Kind des verstorbenen Königs Christian IX., ist die Prinzessin Thyra, die sich am 21. Dezember 1878 mit Herzog Ernst August von Cumberland vermählte. Der Herzog Ernst August von Braunschweig, der Gemahl der Prinzessin Viktoria Luise, ist somit der richtige Nefte der Kaiserin-Mutter von Rußland und der Königin-Mutter von England, und der Vetter des jetzt regierenden Zaren von Rußland und des Königs von England. Herzog Ernst August ist demgemäß sowohl mit dem russischen Kaiserhause wie mit dem englischen Königshause in ganz gleicher Weise verwandt.

Ein Franzose und ein Russe über die Militärtüchtigkeit unseres Kaisers.

Wenige Monate vor Ausbruch des Krieges hat sich ein hervorragender französischer Diplomat, nämlich Charles Moui, der ehemalige französische Botschafter in Rom, über die Militärtüchtigkeit unseres Kaisers ausgesprochen. Diese Äußerung ist heute um so reizvoller, als sie zeigt, wie sich die Franzosen über die wahren Verhältnisse in Deutschland täuschten, und wie sie stets bereit waren, angebliche Mißstände in unserem Heere für ihre Absichten auszunutzen. Zugleich sollten die Worte des Botschafters für Italien ein Hinweis sein, daß Deutschland nicht mehr auf der Höhe seiner Macht steht. Nach diesen Äußerungen soll das deutsche Heer unter Kaiser Wilhelm II. zwar „an Ausdehnung“ gewonnen, aber dafür „noch mehr an Tiefe verloren“ haben. Die Schlagfertigkeit soll also auf ein tieferes Niveau herabgesunken sein. Der ehemalige Botschafter, der natürlich durch seine Ausführungen hauptsächlich zum Revanchekrieg hegte und die Franzosen beschwört, den „Niedergang des deutschen Heeres“ richtig auszunutzen, schreibt wörtlich folgendermaßen: „Der jetzige deutsche Kaiser hat nichts von einem Krieger, noch auch von einem Herrscher, der es wie sein Großvater verstände, hervorragende militärische Personen an die rechte Stelle zu setzen und darin festzuhalten.“ Wir können das Geschwätz der ehemaligen Diplomaten ruhig hingehen lassen, da die Franzosen jetzt die militärische Persönlichkeit unseres Kaisers rich-

tig einzuschätzen wissen werden. Von großem Interesse ist es aber, was ein russischer Fachmann über die Persönlichkeit und die militärische Tüchtigkeit unseres Kaisers schreibt: „Die ganze Welt ist sich darüber einig, daß Kaiser Wilhelm II. seine Lebensaufgabe darin sieht, die Schlagfertigkeit des deutschen Heeres bis zur Grenze des Möglichen zu entwickeln, und der Ausbau der deutschen Kriegsflotte, die anfangs als ‚Wilhelms Spielzeug‘ vom Auslande verspottet wurde, ist wohl der beste Beweis dafür, daß Kaiser Wilhelm II. in bezug auf Kriegstechnik und militärische Initiative vielleicht der größte Fachmann unter den gegenwärtigen Staatsoberhäuptern ist.“ Wie heute bereits die gewaltigen Einflüsse der Weltgeschichte lehren, hat der Russe diesmal ein feineres Verständnis verraten als der Franzose, bei dem wohl übelwollen und Hoffnung auf Elsaß-Lothringen den Blick getrübt haben.

Eine englische Prophezeiung für unseren Kaiser.

Die Engländer haben sich schon im vorigen Jahre angelegentlich mit der Zukunft unseres Kaisers beschäftigt. Der sonderbare Heilige, der dem Kaiser das Horoskop gestellt hat, ist Herr G. D. Wilbe aus Halifax in England, der in einem Büchlein „Elemente der Astrologie: Wie die Gestirne Leib, Seele und Schicksal beeinflussen“ bedeutsame Entdeckungen über Geschick und Zukunft des Deutschen Kaisers niedergelegt hat. Herr G. D. Wilbe hat für den Kaiser folgende erfreulichen Dinge aus den

Gestirnen gelesen: Es wird für den Kaiser in kurzer Zeit eine sehr günstige Periode seines Lebens eintreten. In dieser werden alle seine Bemühungen von ungeahntem Erfolge begleitet sein, und alle seine Unternehmungen werden zu einem über Erwarten guten Ende ausschlagen. In den letzten Jahren namentlich haben die Planeten auf ihren Bahnen gegen den Deutschen Kaiser gekämpft und so zur Folge gehabt, daß nicht alles nach seinen Wünschen ging. So hat z. B. der Saturn, der sich im zweiten Hause der kaiserlichen Nativität aufhält und dort in heftiger Feindschaft mit der Venus, der Sonne, dem Mars und dem Neptun steht, während ihn Herschel und Jupiter mit nur geringem Erfolge zu erfreuen versuchen, gegen den Kaiser Stellung genommen. Der Saturn war es, der den schlechten Zustand der Finanzen des Deutschen Reiches und des preußischen Staates erzeugt hat. In jener demnächst beginnenden glücklichen Periode werden jedoch die Planeten mit und für Kaiser Wilhelm sein.“ Herr Wilde sieht übrigens nicht nur in die Zukunft, sondern er erklärt aus den Sternen auch allerlei Dinge der Vergangenheit. Er sagt beispielsweise, daß manche unangenehmen Dinge lediglich eine Folge der Tatsache gewesen seien, daß „die direktoriale Sonne des Deutschen Kaisers zu diesem Zeitpunkt in absolutem Zusammenscheine mit seinem radikalen Mars gestanden habe“. Er nennt diesen Nachweis eine „neue Bestätigung der Zuverlässigkeit und Wahrheit der chaldäischen Gestirnwissenschaft“. So wenig der

beschränkte Verstand von den Erkenntnissen des Herrn Wilde verstehen wird, so halten wir es doch für angebracht, auch dieser Stimme über den Kaiser Widerhall zu schaffen.

Ein französisches Drama über den jetzigen Krieg und den Kaiser.

Octave Mirbeau, der bekannte französische Stückerfasser, hat vor einiger Zeit ein Theaterstück verfaßt, das zeigt, wie sich in dem Kopfe eines Franzosen das innerpolitische Leben Deutschlands malt. Das Stück hat den Titel: „Die Eisenmänner“. Der Held des Dramas ist unser Kaiser, der von dem französischen Schriftsteller als Friedenskaiser und aufrichtiger Förderer der Aussöhnung der Völker gepriesen wird. Das war allerdings noch in Friedenszeiten, denn heute wird Herr Mirbeau ebenso wie seine Genossen sicherlich mit großem Pathos zu erzählen wissen, daß Deutschland und der Deutsche Kaiser den Krieg gewollt haben. Unser Friedenskaiser hat in dem Drama einen harten Kampf mit den Waffenfabrikanten zu bestehen, welche der französische Schriftsteller „Die Eisenmänner“ nennt. Das Drama hat, wie Mirbeau erzählte, aus dem Grunde diesen Titel, da die Waffenfabrikanten die eigentlichen Helden des Theaterstückes sind. Es ist heute nicht ohne Reiz, einiges Nähere über das Drama zu erfahren, zumal es schon im vorigen Jahre, als es abgefaßt wurde, den Zug des deutschen Heeres nach Paris prophezeite. Wir sind in der Lage,

einige authentische Einzelheiten über den Konflikt mitzuteilen, der dem Drama zugrunde liegt. Es ist der Kampf zwischen der Friedensliebe des Kaisers und der Kriegslust der deutschen Waffenfabriken. Dem Kaiser, der unter allen Umständen den Frieden wahren will, wird die deutsche Waffenindustrie gegenübergestellt, die nach Mirbeaus Auffassung zum Kriege drängt und den Patriotismus des deutschen Volkes ausbeutet. Es gelingt dem Kaiser nicht, den Brand zu verhüten, und wider seinen eigenen Willen, aber auch den Willen des Volkes, das den Krieg fordert, muß er sich an die Spitze des deutschen Heeres setzen und einen Eroberungszug nach Paris unternehmen. Der Verfasser hat, wie man sieht, das Ergebnis des Krieges richtig vorausgeahnt. Aber nur die Entstehung des Krieges hat er in echt französischer Art geschildert, ganz im Gegensatz zu der Wirklichkeit. Denn die Franzosen haben in ihrer Verblendung und Rachelust die Frage des Kaisers, ob sie neutral bleiben wollen, bekanntlich dahin beantwortet, daß sie tun würden, was ihre Interessen ihnen gebieten, und daraufhin sofort ihre Truppen in deutsches Gebiet einfallen lassen, noch ehe der Krieg erklärt war. Den Zug nach Paris, den der Schriftsteller richtig prophezeite, haben sie also selbst verschuldet.

Der Kaiser und Hindenburg.

Der Kaiser und Ostpreußen. — Der Kaiser ernennt Hindenburg zum Oberbefehlshaber. — Freude im Hauptquartier über Hindenburgs Siege. — Die Anerkennung des Kaisers. — Der Kaiser bei seiner Ostarmee. — Wie der Kaiser mit Hindenburg zusammentraf. — Dank des Kaisers an das Ostheer. — Zweiter Aufenthalt des Kaisers im Osten. — Der Kaiser vor Warschau. — Der Kaiser in seinem eigenen Schloß als Hindenburgs Gast. — Dritter Aufenthalt des Kaisers im Osten. — Der Kaiser bei der Winterschlacht in Masuren. — Ein Siegestelegramm des Kaisers. — Der Kaiser in Posen. — Der Kaiser in Lth.

Der Krieg gegen zwei Fronten, an deren jeder ein starker Feind stand, machte es notwendig, daß unser Heer sich offensiv erst gegen den Westen wende, zumal angenommen werden konnte, daß in Rußland die Mobilmachung wegen des Mangels an Eisenbahnen nicht so schnell vor sich gehen würde. Die Russen hatten aber schon Monate vorher gerüstet und fielen darum bald in Ostpreußen ein, wo nur ein schwacher Grenzschutz war, und verwüsteten das Land. Bürger und Bauern flohen aus dem zerstörten Besitz, froh, ihr Leben retten zu können. Der Kaiser bestimmte, daß sofort Maßnahmen zur Vinderung der Noth ergriffen werden sollten, in folgendem Erlaß:

„An die Ostpreußen.

Großes Hauptquartier, 27. August.

Die Heimsuchung Meiner treuen Provinz Ostpreußen durch das Eindringen feindlicher Truppen erfüllt Mich mit herzlichster Theilnahme. Ich kenne den in noch schwererer Zeit bewährten Mut Meiner Ostpreußen zu genau, um nicht zu wissen, daß sie stets bereit sind, auf dem Altare des Vaterlandes Gut und Blut zu opfern und die Schrecknisse des Krieges standhaft auf sich zu nehmen. Das Vertrauen zu der unwiderstehlichen Macht unseres heldenmütigen Heeres und der unerschütterliche Glaube an die Hilfe des lebendigen Gottes, der dem deutschen Volke in seiner gerechten Sache und Nothwehr bisher so wunderbaren Beistand geleistet hat, werden niemand in der Zuvorsicht auf baldige Befreiung des Vaterlandes von den Feinden ringsum wanken lassen. Ich wünsche aber, daß alles, was zur Linderung der augenblicklichen Noth in Ostpreußen, sowohl der von ihrer Scholle vertriebenen als auch der in ihrem Besitze und Erwerbe gestörten Bevölkerung geschehen kann, als ein Akt der Dankbarkeit des Vaterlandes sogleich in Angriff genommen wird. Ich beauftrage das Staatsministerium im Verein mit den Behörden des Staates, den provinziellen und städtischen Verbänden und den Hilfsvereinen auf den verschiedensten Gebieten der Fürsorge durchgreifende Maßnahmen zu treffen und Mir vom Geschehenen Meldung zu machen.

Wilhelm R."

Die wahre Befreiung von aller Noth war aber näher, als alle zu hoffen gewagt hatten, nämlich: Hindenburg.

Er kam zur rechten Zeit, um der geprüften Provinz zu helfen. Als die Russen immer kräftiger in Deutschland vordrangen, betraute der Kaiser den bisherigen General der Infanterie Paul v. Hindenburg, der bis zu dieser Stunde im Ruhestande in Hannover lebte, mit dem Oberbefehl der schwarzen Kräfte an den Grenzen Rußlands. Alle hofften, daß dieser General, der bei Fachleuten großes Ansehen genoß, die Russen eine Zeitlang werde aufhalten können. Wie er aber in Wirklichkeit die Russen „aufhielt“, das gehört zu den größten Ruhmestaten aller Zeiten und aller Völker. In den zwei gewaltigsten Siegen, welche die Welt bisher gesehen, vernichtete er buchstäblich zwei große russische Heere und trieb die traurigen Überreste nach Rußland.

Der Kaiser, dem Hindenburg sofort seine Siege meldete, war mit dem ganzen Deutschland voller Dank gegen den genialen Heerführer. Er verlieh ihm das Eiserne Kreuz I. Klasse und ernannte ihn zum Generaloberst, als Zeichen seiner Freude und seiner Dankbarkeit. Zu der Vernichtung der Maren-Armee sandte er ihm folgende begeisterte Anerkennung:

„Ihr Telegramm hat Mir eine unsagbare Freude bereitet. Eine Waffenthat haben Sie vollbracht, die, nahezu einzig in der Geschichte, Ihnen und Ihren Truppen einen für alle Zeiten unvergänglichen

Ruhm sichert und, so Gott will, unser theures Vaterland für immer vom Feinde befreien wird. Als Zeichen Meiner dankbaren Anerkennung verleihe Ich Ihnen den Orden Pour le merite und ersuche Sie, den braven, unvergleichlichen Truppen Ihrer Armee für ihre herrlichen Thaten Meinen Kaiserlichen Dank auszusprechen. Ich bin stolz auf Meine preußischen Regimenter.

gez. Wilhelm I. R."

Großes Hauptquartier, 1. Sept.

Hindenburg schrieb dazu:

„Soldaten der 8. Armee!

Die vieltägigen heißen Kämpfe auf den weiten Gefilden zwischen Allenstein und Neidenburg sind beendet. Ihr habt einen vernichtenden Sieg über fünf Armeekorps und drei Kavalleriedivisionen errungen. Die geringen, der Einschließung entronnenen Trümmer der russischen Maren-^{er}-Armee fliehen nach Süden über die Grenze. Die russische Wilna-Armee hat von Königsberg her den Rückzug angetreten. Nächst Gott dem Herrn ist dieser glänzende Erfolg Eurer Opferfreudigkeit, Eurer unübertrefflichen Marschleistungen und Eurer hervorragenden Tapferkeit zu danken. Ich hoffe, Euch jetzt einige Tage wohlverdienter Ruhe lassen zu können. Dann aber geht es mit frischen Kräften wieder vorwärts mit Gott für Kaiser, König und Vaterland, bis der letzte Russe unsere theure,

schwergeprüfte Heimatprovinz verlassen hat und wir unsere sieggewohnten Fahnen in Feindesland hineingetragen haben!

Es lebe Seine Majestät der Kaiser und König!
v. Hindenburg."

Aber Hindenburg rastete nicht. Schon 14 Tage später konnte er dem Kaiser folgende neue Siegeskunde senden:

„Die Wilnaer Armee, 2., 3., 4., 20. Armeekorps, 3. und 4. Reservedivision, fünf Kavalleriedivisionen, ist durch die Schlacht an den Masurischen Seen und die sich daran anschließende Verfolgung vollständig geschlagen.

Die Grodnoer Reservearmee — 22. Armeekorps, Reste des 6. Armeekorps, Teile des 3. sibirischen Armeekorps — haben in besonderem Gefecht bei Lyda schwer gelitten. Der Feind hat starke Verluste an Toten und Verwundeten. Die Zahl der Gefangenen steigert sich. Die Kriegsbeute ist außerordentlich. Bei der Frontbreite der Armee von über 100 Kilometern, den ungeheueren Marschleistungen von zum Teil 150 Kilometern in vier Tagen, bei den sich auf dieser ganzen Front und Tiefe abspielenden Kämpfen, kann ich den vollen Umfang noch nicht melden. Einige unserer Verbände sind scharf ins Gefecht gekommen. Die Verluste sind aber doch nur gering. Die Armee war siegreich auf der ganzen Linie gegen einen hartnäckig kämpfenden, aber schließlich fliehenden Feind. Die Armee ist stolz darauf, daß ein kaiser-

licher Prinz in ihren Reihen gekämpft und geblutet hat.

gez. Hindenburg.“

Auf diese Meldung hin herrschte im Kaiserlichen Hauptquartier große Freude und Genugtuung. Die deutschen Waffen hatten sich wiederum mit unsterblichem Ruhm bedeckt, und die Russen waren in Ostpreußen verücht. Der Kaiser ernannte daraufhin Hindenburg unter dem dankbaren Beifall des ganzen deutschen Volkes zum ersten Feldmarschall dieses Krieges.

Bis dahin war der Kaiser nur bei seinem Heer im Westen. Es litt ihn nun nicht länger hier, er wollte auch die Sieger im Osten persönlich begrüßen. Ende November fuhr er gen Osten.

Am 30. November kam er in Jnsterburg an und brachte in seinem Extrazuge den Truppen eine Menge Liebesgaben. Seine Begrüßung mit Hindenburg, der das kaiserliche Vertrauen so überreich gerechtfertigt hatte, war einer der schönsten geschichtlichen Augenblicke. Er hielt hier eine Parade ab, die ein Teilnehmer folgendermaßen beschreibt:

„Gestern abend 10 Uhr große Überraschung, unser Befehlsempfänger kommt mit der Nachricht, daß heute Parade vor dem Kaiser stattfindet. Und dem war so. Einfach, zu Fuß, Autos folgend, im Straßenschmuck der tauigen Straße, wir hoch zu Pferd. Und doch das Überwältigende des Herrschers. So sah ich ihn noch nie. Es sind alles Märchen, die von alt und grau geworden spre-

chen; ich wünschte mir nur einen Teil seiner Kraft. Ich glaube, ich sah nie ein so energisches, starkes und festes Gesicht. Ein junger Herrscher! Wilhelm der Sieger! Dabei schmaler, stolzer im Profil, als jedes Bild bisher mir zeigte. In Berlin hörte mein Bruder einst ein Wort nach des Kaisers erster Ansprache Ende Juli: „Ein solcher Kaiser ist der halbe Sieg.“

An die Vertreter der siegreichen Ostarmee hielt er folgende Ansprache:

„Kameraden!

Ich habe Mir Deputationen der im Osten kämpfenden Truppen hierher bestellt, weil es Mir nicht möglich ist, euch alle vorn in den Schützengräben begrüßen zu können. Überbringt euren vorn kämpfenden Kameraden Meine herzlichsten Grüße, sowie Meinen kaiserlichen Dank und den Dank des Vaterlandes für eure heldenhafte Haltung und Ausdauer, die ihr in den letzten drei Monaten der russischen Übermacht gegenüber bewiesen habt. Bei uns zu Haus sagt man mit Recht, daß jeder im Osten kämpfende Mann ein Held sei. Ihr habt die Ehre, Schulter an Schulter mit dem Heere Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef, meines Freundes und geliebten Veters, zu kämpfen für eine gerechte Sache, für die Freiheit, für Existenz, Berechtigung einer Nation und einen zukünftigen langen Frieden. Wenn es auch noch lange dauern kann, wir dürfen dem Feinde keine Ruhe lassen.

Der Kaiser in Feldgrau.

Wir werden weiter kämpfen mit Erfolg wie bisher, denn der Himmel ist auf unserer Seite. Mit Gott werden wir uns einen langen Frieden erkämpfen, denn unsere Nerven sind stärker als die unserer Feinde. Mein kaiserlicher Freund hat Mir schon mehrfach die Tapferkeit der mit unseren österreichischen Brüdern zusammen kämpfenden Truppen hervorgehoben und, wie Ich sehe, euch durch allergnädigste Verleihung von Auszeichnungen seinen Dank gezollt. Wenn ihr jetzt zurückkehrt in eure Stellungen, nehmt euren Kameraden Meine herzlichsten Grüße mit und sagt ihnen, daß, wenn Ich auch wieder nach dem Westen muß, Meine Gedanken stets bei euch sind, und Meine Augen stets auf euch ruhen, als wenn Ich hinter euch stände. Und nun zum Schluß laßt uns unseren brüderlichen Gefühlen Ausdruck geben, indem wir rufen: „Seine Majestät Kaiser Franz Josef und sein Heer, hurra, hurra, hurra!“

Besonderen Dank sagte der Kaiser auch den in Ostpreußen kämpfenden Offizieren und Mannschaften.

Nur kurz war der Aufenthalt des Kaisers im Osten. Aber es waren für Kaiser, Heerführer und Soldaten schöne und erhebende Tage.

Zweiter Aufenthalt des Kaisers im Osten.

Von nun an besuchte der Kaiser noch mehrere Male seine im Osten siegreich kämpfenden Armeen. Trotz der Ungunst der Wege ließ es sich der Kaiser nicht nehmen, bei seinem zweiten Besuche bis in

die vordersten Schützenlinien zu gehen, um seine Soldaten zu erfreuen. So kam er auch bis vor Warschau. Wohl nie hat es sich der Kaiser gedacht, daß er einmal vor den Mauern der Hauptstadt Polens als siegreicher Feind weilen würde. Das deutsche Heer lag hier an der Wsura in den Schützengräben. Eines Tages verbreitete sich plötzlich die Freudenbotschaft, daß der Oberste Kriegsherr hierher geeilt sei, um seine tapferen Kameraden zu besuchen. Bevor noch Zweifler ihre Bedenken gegen die Mitteilung äußern konnten, war das kaiserliche Auto schon heran und der Kaiser sprang heraus. Er besichtigte die Unterstände und Schützengräben und verweilte zu diesem Zweck hier mehrere Stunden. Am nächsten Tage hielt er im Park eines russischen Schlosses eine Parade über seine siegreichen Soldaten ab. Auf der Rückreise nach dem Westen stieg er für kurze Zeit in seinem Schlosse zu Posen ab.

Hier war ein anderer Hausherr vorübergehend eingezogen, nämlich: Hindenburg. Der Feldmarschall hatte zu dieser Zeit gerade hier sein Hauptquartier aufgeschlagen, da der Kaiser dem siegreichen Oberbefehlshaber im Osten seine Kaiserpfalz zum Wohnsitz angeboten hatte. Als Hindenburg seinen kaiserlichen Herrn in dessen eigenem Schlosse begrüßte, sagte der Kaiser zu dem Feldmarschall:

„Das hätten Sie sich wohl auch nicht träumer lassen, daß ich mal in meinem eigenen Hause Ihr Gast sein würde.“

Der dritte Aufenthalt im Osten.

Zum drittenmal hatte sich der Kaiser zu einer gesegneten Stunde nach dem Osten begeben. Es war Mitte Februar, jene gewaltigen Tage, die den größten Sieg aller Zeiten sahen, die „Winterschlacht in Masuren“. Der Kaiser kam gerade auf seinem schnellen Wagen in Ostpreußen an, als die schöne Stadt Iłża endgültig von der Anwesenheit der Russen befreit wurde. Es waren schwere Kämpfe, bis der endgültige Sieg errungen war. Amtlich wurde über diesen denkwürdigen Besuch des Kaisers folgendes gemeldet:

Während aus der Gegend von Tilsit die Truppen des Generalobersten v. Eichhorn bei Schnee und Eis in Gewaltmärschen auf Suwałki und Sejny marschierten und der rechte deutsche Heeresflügel sich über Grajewo auf Augustow Bahn brach, hatte die Mitte der Truppen das Generals v. Belom mehrtägige Kämpfe in der Gegend von Iłża durchzuführen. Begünstigt durch die natürliche Verteidigungsfähigkeit der masurischen Seen, setzte sich der Feind in den künstlich verstärkten und größtentheils mit Drahthindernissen versehenen Engen hartnäckig zur Wehr. Hier wollte er sich um jeden Preis behaupten, um der Masse seiner Armee die Durchführung des Rückzuges auf Suwałki und Augustow zu ermöglichen. Der Feind, der hier seine besten — sibirische — Truppen entfaltet hatte, die unter einer energischen Führung mit anerkannter Energie fochten, fühlte sich so stark, daß er an einzelnen Stellen aus den Engen der

masurischen Seen zum Angriffe vorgegangen war und befestigte Stellungen bezogen hatte, die mehrere Kilometer über den Łódźer See in westlicher Richtung vorgeschoben waren. Die deutschen Truppen hatten diese Stellungen am 12. Februar genommen; der Feind war auf die Seeengen zurückgegangen. Er hielt nunmehr einerseits das Gölände, das sich zwischen dem Łaszmiansensee und dem Dorfe Woszczellen erstreckt und andererseits die Engen zwischen Woszczellen und Łódźer See. Für die deutsche Führung kam es darauf an, den Zugang zur Stadt Łódź von Norden her zu öffnen. Die Besiznahme des Dorfes Woszczellen mußte dabei von ausschlaggebender Bedeutung sein. Die zu diesem Angriff ausersehene Truppe bestand aus Landwehr und dem Füsilierregiment Nr. 33, während die Truppen der Generale v. Faldt und v. Butlac die Engen selbst angriffen. Diese Kämpfe um Łódź spielten sich vor den Augen des Allerhöchsten Kriegsherrn ab. Seine Majestät der Kaiser war am 13. Februar in Löben eingetroffen, um zunächst jene Stellungen zu besichtigen, die seine Truppen — vorwiegend Landsturm und Landwehr — in ununterbrochenen drei Monate langen Kämpfen erfolgreich verteidigt hatten. Am Nachmittag traf Seine Majestät dann auf der Höhe westlich des Dorfes Grabniew ein, an dessen Ostausgang die deutschen Geschütze donnerten, während die Infanterie bei lebhaftem Gewehr- und Maschinengewehrfeuer im fortschreitenden Angriffe gegen Woszczellen lag. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte

der Allerhöchste Kriegsherr, an dessen Aufstellungs-
ort die Kaiserstandarte gehißt war, die einzelnen
Phasen des Kampfes bis zur einbrechenden Dunkel-
heit. Leichter Regen rieselte vom Himmel — die
strenge Kälte der letzten Tage hatte sich in Tau-
wetter verwandelt — als der Feuerkampf allmäh-
lich einschlief. Nur um die Enge von Woszczellen
wurde noch weiter gekämpft, und diese am Abend
vom Füsilierregiment Nr. 33 erstürmt.

Kurz vor der Abfahrt nach Löben, wo der Hof-
zug des Kaisers stand, konnte die Meldung von
diesem Erfolg, der mit der Gefangennahme von 300
Russen geendet hatte, überbracht werden. Indessen
verkündeten die Feuerbrände am nächtlichen Him-
mel, daß die Russen rückgängige Bewegungen ein-
geleitet hatten, bei denen sie bekanntlich die Ort-
schaften, die sie hinter sich lassen, der Flamme
übergeben. Am Morgen des 14. Februar wurde
der Kampf um die Seeengen bei Lych so lange fort-
gesetzt, bis diese vom Feinde geräumt wurden.
Seine Majestät hatte schon am Morgen, diesmal
östlich Grabnick, Aufstellung. Auf Russisch sprach
er Gefangene an und erkundigte sich nach deren
näherer Heimat. Auf die Meldung, daß Lych ge-
nommen sei, eilte der Kaiser nach dieser Stadt vor,
in welche gerade die siegreichen Truppen (hansea-
tische und mecklenburgische Landwehr sowie die
33er Füsilier) von Westen her einmarschierten.
Während diese Truppen an ihrem Kaiser vorbeiz-
ogen, betraten auch von Süden her deutsche Sol-
daten die befreite Stadt. Es waren die Truppen

der Generale v. Fald und v. Butlac. Die Stadt
Dyd war mit durchziehenden und sich sammelnden
Truppen aller Waffen angefüllt, deutsche Soldaten,
noch im Begriff die Häuser nach versprengten
Russen abzusuchen und schwarz-weiß-rote Fahnen
zum Zeichen des Sieges auszuhängen, als auf
dem Marktplatze Seine Majestät eintraf, um dessen
Person sich die Truppen formierten. Als der Kaiser
den Kraftwagen verließ, wurde er mit drei don-
nernden Hurras begrüßt. Die Soldaten umringten
und umjubelten ihn und stimmten dann die Lieder
„Heil dir im Siegerkranz“ und „Deutschland,
Deutschland über alles“ an. Es war eine tief-
ergreifende welthistorische Szene. Die Größe des
Augenblicks kam allen zum Bewußtsein, die Truppe
schien alle ausgehaltenen Strapazen gänzlich ver-
gessen zu haben. Hinter den Reihen der um ihren
Kaiser gescharten Soldaten standen hunderte von
russischen Gefangenen mit ihren phantastischen viel-
gestalteten Kopfbedeckungen und ebenso verschiede-
nen Gesichtszügen, die Völkerstämme ganz Asiens
repräsentierend. Der Kaiser kommandierte nun
„Stillgestanden“ und hielt eine kurze, markige An-
sprache an seine laufflos ihn umstehenden Soldaten.
Hinter dem Kaiser ragte als Ruine die ziegelrot,
im Ordensstil erbaute Kirche auf, deren mächtiger
Kirchturm völlig ausgebrannt und deren Dachstuhl
zerstört war. Die Häuserreihen rechts und links
Seiner Majestät waren bis auf die Grundmauern
niedergebrannt, verkohlende Balken ragten gen
Himmel. Inmitten dieses Bildes der Zerstörung

war nur eines erhalten geblieben: das Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Feldzuges 1870/71, geschmückt mit dem Friedensengel und dem Eisernen Kreuz.

Nachdem der Kaiser seine Ansprache beendet hatte, zog er noch verschiedene mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse geschmückte Offiziere ins Gespräch. Dann richtete er anerkennende Worte an das Füsilierregiment Nr. 33, ein ostpreussisches Regiment, das sich in diesem Kriege ganz besonders ausgezeichnet und auch schon große Verluste ertragen hat. Zwischen den Häuserreihen der zerschossenen Stadt mit ihren ausgeplünderten Läden hindurcheilend, fuhr dann Seine Majestät noch nach Shbba weiter, wo er Teile seines pommerschen Grenadierregiments begrüßte, auf welche Ansprache der Kommandeur Graf Rantzau dankend erwiderte. Die verfolgenden Truppen gelangten an diesem Tage noch über Bhd hinaus. Am 15. Februar war kein Russe mehr auf deutschem Boden. Ostpreußen war vom Feinde befreit.

Nach der Schlacht gab der Kaiser seiner Bewunderung für die Helden in folgendem Telegramm Ausdruck, das er an den Reichskanzler schickte:

„Vom Landsturmmann bis zum jüngsten Kriegsfreiwilligen wetteiferten alle, ihr Bestes für das Vaterland herzugeben. Weder grimme Kälte noch tiefer Schnee, weder unergründliche Wege noch die Zähigkeit des Gegners haben ihren Siegeslauf zu hemmen vermocht. Unsere Verluste sind glücklicherweise gering.“

Der Kaiser gedenkt in dem Telegramm Johann der glänzenden Führung der Operationen und sagt zum Schlusse:

„Meine Freude über diesen herrlichen Erfolg wird beeinträchtigt durch den Anblick des einst so blühenden Striches, der lange Wochen in den Händen des Feindes war. Bar jeden menschlichen Fühlens hat er in sinnloser Wut auf der Flucht fast das letzte Haus und die letzte Scheune verbrannt oder sonst zerstört. Unser schönes Masurenland ist eine Wüste, Unerseßliches ist verloren. Aber ich weiß mich mit jedem Deutschen eins, wenn Ich gelobe, daß das, was Menschenkraft vermag, geschehen wird, um neues, frisches Leben aus den Ruinen entstehen zu lassen.“

Der Kolonialbesitz des Kaisers.

Durch den Plan des Buren Louis Botha, Teile von Südwestafrika zu besetzen, ist auch der Kolonialbesitz des Kaisers bedroht. Bekanntlich ist der Kaiser vor zwei Jahren unter die Farmbesitzer gegangen, und man wird sich noch erinnern, welche Freude es in kolonialen Kreisen hervorrief, als der Kaiser sich zum Ankauf zweier Farmen in Südwest entschloß, konnte man doch ohne weiteres annehmen, daß einmal das kaiserliche Beispiel zur Nachahmung anregen, andererseits die kaiserlichen

Farmen zu Musterbetrieben kolonialer Landwirtschaft ausgestaltet würden. Man war um so eher zu solcher Annahme berechtigt, als ja Kaiser Wilhelm als Landwirt auf seinem westpreussischen Gute Rabinen eine mustergültige Wirtschaft führt. Die Farmen, die Kaiser Wilhelm ankaufte, waren die Besitzungen Dickdorn und Rosof im Bezirk Gibeon, einer Gegend, die zum sog. Groß-Namaland gehört, sich also in der Südhälfte der Kolonie befindet. Auf den kaiserlichen Farmen widmet man sich ausgedehnt dem Betrieb der Wollschafzucht.

Alle kolonialen Autoritäten haben die Lage der kaiserlichen Farmen für ausgezeichnet erklärt und auf ihnen alle Bedingungen erfüllt gefunden, die eine rationelle Schafzucht verlangt. Während in der Mitte und im Norden des Schutzgebietes die Rinderzucht vorwiegt, betreibt man im Groß-Namaland hauptsächlich die Wollschafzucht. Die beiden Farmen des Kaisers liegen zwischen Gibeon und Maltahöhe am Psufluss, also unweit der Station Gibeon der Nord-Südbahn, die von Windhuk im Norden nach Keetmanshoop im Süden verläuft. Der Kaufpreis, den der Kaiser für die beiden Farmen anlegen mußte, war verhältnismäßig gering, er belief sich auf 96 000 Mark. Die Wollschafzucht im Südwest hat, wie das Beispiel der Kapkolonie beweist, für das Schutzgebiet eine ungewöhnliche Bedeutung. Es war daher mit Freuden zu begrüßen, daß der oberste Schirmherr der Kolonie selbst mit gutem Beispiele voranging und Zuchtfarmen schuf, deren Erfolge bald neue ent-

stehen ließ. Hier ist vor allem die deutsch-südwestafrikanische Schäfereigesellschaft, sowie die Farm Voigtsgrund zu nennen, die, in der Nähe des kaiserlichen Kolonialbesizes gelegen, ebenfalls mit ausgezeichnetem Erfolge die Schafzucht betreiben und quantitativ wie qualitativ beachtenswerte Erzeugnisse auf den Markt bringen. Übrigens ist das Gebiet, in dem die kaiserlichen Farmen gelegen sind, ein auch geschichtlich erinnerungsreicher Boden, hier spielten sich im Südwestfeldzug manche schwere Kämpfe mit den Eingeborenen ab. Jedenfalls hat der Kaiser als Farmer sehr anregend darauf gewirkt, den steppenreichen Landstrich den Zwecken der Wollschafzucht dienstbar zu machen, die Erfolge waren bisher hocherfreuliche.

Der Kaiser in Feindesland.

Der Kaiser bei seinem kämpfenden Heere. — Nachtlager des Kaisers inmitten seiner Soldaten. — Der Kaiser bei den Königsgrenadieren. — Eine Rede des Kaisers in Feindesland. — Der Kaiser als Reiter. — Der Kaiser über die Kavallerie. — Ein früherer Aufenthalt des Kaisers in Frankreich. — Ein Neujahrsgruß des Kaisers an sein Heer.

Der Kaiser blieb bisher mit geringen Unterbrechungen stets bei seinem Heer.

Das rasche Vorgehen der deutschen Truppen in Verbindung mit dem Schrecken, den der Ruf der

neuen deutschen gewaltigen Geschütze verbreitet, veranlaßte die Franzosen, die meisten Befestigungen in Nordfrankreich freiwillig zu räumen. So gewannen sie durch Heranziehung der Festungsbefestigungen und der letzten intakten Reserven die Möglichkeit, am 1. September mit der gesammelten Kraft von etwa zehn Armeekorps einen gewaltigen Vorstoß zwischen Reims und Verdun zu unternehmen, der aber an der sieghaften Abwehr der deutschen Truppen gänzlich scheiterte.

Der Kaiser befand sich während des Gefechts bei der Armee des Kronprinzen und übernachtete inmitten seiner Truppen auf dem Schlachtfelde. Am Sedantage trafen sich der Kaiser und der Kronprinz bei Sorbey, südwestlich Longuyon. Unter ungeheurem Jubel der Truppen, an denen er vorüberfuhr, begab sich der Kaiser zum Königsgrenadierregiment Nr. 7, dessen Kommandeur Prinz Oskar ist. Unbeschreiblich ergreifend war es, als der Kaiser, während die untergehende Sonne das Schlachtfeld beleuchtete und der Kanonendonner von Verdun herüberhallte, an seine Grenadiere eine Ansprache hielt, die mit einem Hurra und der Nationalhymne erwidert wurde. Am 5. September wohnte der Kaiser dem Angriff auf die stark befestigte Stellung der Franzosen vor Nancy bei.

Von dem Humor und der Kameradschaftlichkeit des Kaisers im Felde legt folgendes Ereigniß Zeugnis ab:

Nach der Schlacht bei Birton hat der Kaiser Gelegenheit genommen, sein Königsgrenadierregi-

ment zu begrüßen und zu dem Siege, den das Regiment errungen hatte, zu beglückwünschen. Es war am 1. September. Das Regiment war in einem feindlichen Dorfe einquartiert. Da wurde gegen Abend gemeldet, daß der Kaiser sein Regiment besuchen wollte. Schon wenige Minuten später, als sich das Regiment kaum aufgestellt hatte, traf der Kaiser mit seiner Begleitung in fünf Automobilen dort an. Der Kaiser sah frisch und munter aus, trug die feldgraue Generaluniform und hatte auf der rechten Brustseite zwei dunkle Rosen angesteckt. Bei der Ankunft des Kaisers präsentierte das Regiment mit aufgeflossener Seitengewehr, und die Regimentskapelle spielte den Präsentiermarsch. Der Kaiser begrüßte zunächst mit Umarmung und Kuß seinen Sohn, den Prinzen Oskar und schritt dann die Fronten des Regiments ab, dabei fortwährend die Mannschaften begrüßend: „Morgen, Grenadiere!“ Bei der Maschinengewehrkompanie blieb der Kaiser einen Augenblick stehen und fragte die Mannschaften: „Na, habt ihr eine gute Schußzahl?“ Hierauf erfolgte die kräftige Antwort: „Ja wohl, Majestät!“ Se. Majestät fragte dann weiter: „Wieviel Prozent Treffer?“, worauf der Reservist Fischer prompt antwortete: „100 Prozent Treffer, Majestät!“ Der Kaiser lachte. Mit den Worten: „So, na!“ ging er in die Mitte des Vierecks und hielt eine Ansprache, in welcher er ungefähr folgendes ausführte:

„Ich begrüße euch als Chef und sage euch Meinen

Dank. Ich habe das Regiment schon oft bei Paraden und im Manöver gesehen. Eine besondere Freude ist es Mir, euch auf erobertem Boden zu begrüßen. Das Regiment hat sich geschlagen, wie Ich es erwartet habe und wie es eure Väter 1870/71 getan haben. Die Schlacht bei Birton wird in der Kriegsgeschichte für ewige Zeiten mit goldenen Lettern eingegraben sein. Als das Regiment ausrückte, habe Ich die Hoffnung ausgesprochen, daß das Regiment sich wie unsere Väter bei Weißenburg und Wörth schlagen werde. Auch unsere Kameraden der Ostarmee haben sich bereits trefflich geschlagen unter dem Generalobersten von Hindenburg. Auch die Armee des Kronprinzen, als auch die 4. Armee unter Prinz Albrecht von Württemberg sind siegreich vorgegangen. Die Feinde ziehen sich fluchtartig zurück. Die Ostarmee hat drei russische Korps über die Grenze geworfen, und zwei russische Korps haben auf offenem Felde kapituliert und 60 000 Mann (die Zahl ist bereits auf 92 000 Mann gestiegen) mit zwei Generalen sind kriegsgefangen. Alle diese Siege haben wir einem zu verdanken, und das ist unser alter Gott, der über uns ist!“

Ein Arzt, der im Felde steht, schreibt:

Ein sommerlich warmer Tag: der 1. November 1914. Die seit vierzehn Tagen von den Deutschen besetzte Stadt . . . zeigte militärisches Gepräge. Munitions- und Proviantkolonnen passieren die Stadt. Rote-Kreuz-Wagen mit der Flagge der Genfer Konvention bringen Verwundete vom nahen



Schlachtfeld, und der Kanonendonner dröhnt dumpf und wuchtig durch die Luft.

Feindliche Flieger ziehen ihre Kreise über der Stadt, und sofort geht ein ohrenbetäubendes Getöse los, bis der feindliche Vogel höher und höher steigt und in der Ferne verschwindet.

Plötzlich heißt es, der Kaiser kommt nach . . . Die Belgier stecken die Köpfe zusammen. „Wie sieht er aus? Ist es wahr?“ wird man gefragt. Truppen ziehen durch die Stadt zum Marktplatz, und Punkt 3 Uhr erscheint der Kaiser im Automobil, umgeben von seinem Stabe.

Der Kaiser sieht entgegen allen anderen Meldungen ganz vorzüglich aus; frisch und fast sorglos heiter schreitet er wie bei der Parade die Front ab und begrüßt jeden Truppenteil mit einem kräftigen „Guten Tag, Kameraden“, dem ein kräftiges „Guten Tag, Majestät“ entgegenschallt. Viele Soldaten und Offiziere werden ins Gespräch gezogen, zum Schluß versammeln sich alle Offiziere um ihren obersten Kriegsherrn, der folgende Rede hält:

„Meine Herren, mit Freuden habe Ich gehört, daß sich die Kavallerie tadellos geschlagen hat; der Kavallerie ist in diesem Kriege eine Aufgabe zuteil geworden, wie Ich sie nie geglaubt hätte. Es ist vielleicht meine Schuld, daß Ich in die Friedenzausbildung nicht das aufnahm, was die Kavallerie hier ausüben mußte. Mit Seitengewehr und Spaten hat die Kavallerie gekämpft, und General v. Marwitz hat mir gesagt, daß die Infanterie gern

und mit Stolz mit der Kavallerie gekämpft und gestürmt hat.

Mit Freuden habe Ich vernommen, daß die Soldaten nur ungern die Schützengraben verlassen haben, um sich von ihren Strapazen etwas zu erholen. Ich hoffe aber, daß die Kavallerie noch Gelegenheit haben wird, von ihrer Lanze Gebrauch zu machen, wenn es mit der Hilfe des lieben Gottes, der uns schon so viele Erfolge gegeben hat, gelingen wird, den Feind zu umkreisen! Ich danke Ihnen, Meine Herren!"

Hierauf brachten General v. Marwitz und sämtliche Offiziere ein donnerndes Hurra auf ihren obersten Kriegsherrn aus, und der Kaiser, der Mantel, Helm mit Überzug und in der linken Hand den Feldmarschallstab trug, bestieg mit seinem Stab das Auto.

Der jetzige Aufenthalt des Kaisers in Frankreich ist nicht der erste. In einer amerikanischen Zeitung „New York Sun“ machte nämlich der Engländer Frederik Cunliffe-Owen, der Sohn des englischen Baronets Sir Phillip Cunliffe-Owen, die Feststellung, daß er selbst mit dem Kaiser oder vielmehr dem damaligen Prinzen Wilhelm in Paris gewesen sei. Cunliffe-Owen war der Spielfkamerad und Jugendfreund des damaligen Prinzen Wilhelm. Als Prinz Wilhelm 19 Jahre alt war, begab er sich im Jahre 1878 nach Paris, wo er mit seinem Jugendfreunde zusammentraf. Um irgendwelche Unannehmlichkeiten den Behörden zu ersparen, schloß sich der Prinz seiner Schwester, der damaligen Erb-

prinzessin Charlotte von Sachsen-Meiningen an, die in Paris als Mitglied des englischen Königshauses angegeben war. Der Prinz, der mit seinen Offizieren im „Hotel Mirabeau“ abgestiegen war, blieb in Paris zehn Tage, um hier die Sehenswürdigkeiten kennen zu lernen, da er mit Recht annehmen konnte, daß er als künftiger Deutscher Kaiser dazu nicht mehr Gelegenheit haben würde. Selbstverständlich besuchte der Prinz den Krönungssaal in Versailles, wo wenige Jahre vorher sein Großvater zum Deutschen Kaiser gekrönt worden war. Er ließ es sich auch nicht nehmen, das Grab Napoleons I. im Jubalindendom zu besuchen, und blieb hier einige Minuten stehen. Eigenartige Gedanken mögen den jungen Prinzen beschäftigt haben, als er vor dem Grabe dieses Mannes stand, der dasselbe Deutschland vernichten wollte, das im Jahre 1878 bereits eine Großmacht geworden war und das Frankreich Napoleons I. in demselben Jahrhundert bereits dreimal zu Boden geschlagen hatte. An die Möglichkeit, gegen den verbrecherischen Hochmut desselben Landes noch einmal zu Felde ziehen zu müssen, hat Prinz Wilhelm wohl damals nicht geglaubt. Dieser Besuch in Paris soll nach den Angaben desselben Engländer nicht der erste gewesen sein. Schon als fünfjähriger Prinz im Jahre 1864 soll unser Kaiser in Paris gewesen sein und dort im Schloß Bagatelle, das dem englischen Botschafter gehörte, gewohnt haben. Hier kam auch des öfteren der „Kaiserliche Prinz“ Lulu, der Sohn Napoleons III.,

hin, um hier zu spielen. Ein eigenartiges Geschick fügte es, daß unser Kaiser damals mit dem kleinen französischen Prinzen des öfteren zusammenkam. Heut sind es gerade 50 Jahre her, seitdem der Kaiser in dem damaligen Kaiserreich Frankreich war, das die Weltherrschaft in Händen hatte. Bei einem zweiten Besuch war Frankreich besiegt und zur Republik erklärt worden. Und nun ist dasselbe Frankreich von dem damaligen Prinzen in einem unerhörten Siegeszuge geschlagen worden und Paris wird wohl unseren Kaiser zum drittenmal und jetzt als Sieger in seinen Mauern sehen.

Zwei Ansprachen des Kaisers an die Landwehr.

Der Kaiser weiß, was die tapfere Landwehr auch in diesem Kriege geleistet hat, und hat schon mehrere Male Gelegenheit genommen, sie durch Ansprachen auszuzeichnen. Über eine Rede des Kaisers schreibt ein rheinischer Landwehrmann:

„Heute hatten wir das Glück, Seine Majestät vor uns zu sehen. Er hielt eine Truppenschau über viele Tausende von Landwehrleuten ab. Die Compagnie unseres Bataillons hatte die günstigste Stellung. Der Kaiser hielt zehn Schritt von uns die Ansprache an die Truppen. Er war äußerst freundlich, und seine Augen glänzten noch freudig über die großen Siege in den Vogesen. Der Kaiser sagte, er habe uns zusammenkommen lassen, um sich gemeinsam mit uns über die herrlichen Taten unserer Truppen zu erfreuen. Alle Truppenteile und alle Jahrgänge, ob Rekrut, Reservist oder

Landwehrmann, hätten tapfer an dem Kampfe teilgenommen und bewiesen, daß sie für eine gerechte Sache auch jederzeit bereit seien, sich für das Vaterland zu opfern. Unser Herrgott da droben (der Kaiser zeigte mit seinem Marschallstabe zum Himmel) ist mit uns gewesen und wird es auch fernerhin sein. Wir würden noch schwere Kämpfe zu erwarten haben, aber wir wollen geloben, wie unsere Brüder auf dem Schlachtfelde mit der größten Entschlossenheit unseren Gegnern (der Kaiser sagte das nächste wörtlich) „auf das Leder zu rücken“. Ein brausendes Hurra tönte aus viel tausend Kehlen am Schluß der Rede des Kaisers über den Exercierplatz.“

Der Kaiser sieht, so heißt es in dem Briefe weiter, sehr gut aus, und die Truppen empfangen besonders herzlich die kameradschaftliche Art, mit der der Kaiser an einzelne Landwehrleute verschiedene Fragen stellte.

Der Kaiser hielt, wie aus dem Großen Hauptquartier gemeldet wird, auch an seinem Geburtstag an ein mitteldeutsches Landwehrbataillon, das bisher im Großen Hauptquartier Dienst getan hat und jetzt zur Front abgerückt ist, eine Ansprache, die folgendermaßen lautete:

„Guten Morgen, Landwehr! Ich spreche euch, Kameraden, Meinen Glückwunsch aus, daß euer aller Wunsch, an die Front zu kommen, in Erfüllung geht, und Meinen Dank, daß ihr eure Sache hier so gut gemacht habt; Ich war sehr zufrieden mit euch.“

Ich weiß, was Ich an Meiner Landwehr habz. überall, wo die Landwehr vor den Feind gekommen ist, hat sie sich glänzend geschlagen, im Osten und in den Vogesen; erst kürzlich war es die Landwehr, die mit todesmutiger Tapferkeit und Berachtung der Gefahr eine wichtige Höhe gestürmt und den Feind hinuntergeworfen hat. Also macht es ebenso!

Lebt wohl, Kameraden! Meine Segenswünsche begleiten euch!"

Nachdem der Kaiser von dem das Bataillon vorführenden Oberstleutnant erfahren hatte, daß es in den Bereich der Armee des Kronprinzen abrückte, wandte er sich freudig lächelnd nochmals an die Mannschaften und sagte: „Na, da grüßt Mir Meinen Sohn!“ Das Bataillon antwortete mit einem begeisterten Hurra auf den Kaiser.

Unser Kaiser als Reiter.

Für die Strapazen, welche lange und schwere Rittie im Krieg bringen, ist unser Kaiser gut gerüstet, denn er ist ein vorzüglicher Reiter und hat gutes Pferdmaterial. Über die Reitkunst und Reitausbildung des Kaisers ist bisher noch fast nichts bekannt geworden, trotzdem der Kaiser auch im Frieden keinen Tag vorübergehen ließ, an dem er nicht einen längeren Spazierritt aus Freude am Reiten und zur Kräftigung seiner Gesundheit machte. Sowohl was Kühnheit des Reiters, als auch was Gediegenheit des Rittes anbetrifft, macht es so leicht niemand dem Kaiser nach. Der Kaiser

legt nicht nur bei seinen eigenen Ritten, sondern auch bei allen Reitübungen der Soldaten, denen er beivohnt, den größten Wert auf exakte Ausführung. Im Marstall des Deutschen Kaisers befindet sich ein ungeheurer Raum mit mächtigen Fenstern und Balkons für Zuschauer, der die „Reitbahn des Kaisers“ bildet. Hier werden die Reiterpferde des Monarchen zugeritten, und hier reitet der Kaiser jeden Tag eine Stunde in Begleitung des Oberstallmeisters. Als unser Kaiser am 9. Februar 1877 zur Kompagnie kam, erfreute er schon seinen Hauptmann v. Petersdorff durch mehrere Ritte, die er ihm vorführte. Petersdorff war ein ausgezeichnete Reiter und wußte reiterliche Fähigkeiten auch an anderen gebührend zu schätzen. Wenn einer es aber nicht richtig machte, dann war er ein unbarmherziger Kritiker. Als ihm aber der damalige Prinz Wilhelm einige Ritte vorführte, schmunzelte er sehr vergnügt und murmelte einige „Tadellos“. Diese Künste, die unser Kaiser schon als junger Prinz mit großer Hingabe pflegte, hat er auch weiterhin ausgebildet. Er hat sich zwar selbst niemals an Wettritten beteiligt, bringt aber dem Reitsport das größte Interesse entgegen. Wie jeder echte Reitersmann hat der Kaiser eine große Vorliebe für seine Pferde, für deren Pflege er sich aufs eifrigste interessiert. Die Pferde des Kaisers, die im Marstall untergebracht sind, finden aber auch eine in jeder Hinsicht hervorragende Behandlung. An den Seiten des Reitstalles stehen in zwei langen Reihen die Pferde des Kaisers, jedes

in seiner eigenen „Box“. Über jeder Krippe ist auf einer Tafel der Name des betreffenden Pferdes zu lesen, das Datum seiner Geburt und die Namen seiner Erzeuger. Jedes Pferd ist durch eine blaue Stalibede geschützt, auf der sich die Krone des Kaisers und sein Namenszug befinden. Das Lieblingspferd des Kaisers ist ein ungarischer Schimmel, gleicherweise wie das Lieblingspferd der Kaiserin. Im allgemeinen aber bevorzugt der Kaiser Pferde, die in Deutschland gezüchtet wurden, besonders die Trakehnerrasse. Aus dem Marstall des Kaisers werden übrigens auch die Pferde geliefert, die auf der Bühne im Schauspielhaus und im Opernhaus „auftreten“ müssen. Ebenso schön wie das Pferdmaterial ist das Geschirrmaterial der Pferde, das stets in bester Ordnung gehalten werden muß. Der Kaiser erkundigt sich sehr oft persönlich in Begleitung des Oberstallmeisters und eines Tierarztes — zur Pflege der Pferde des kaiserlichen Marstalles sind insgesamt drei Tierärzte angestellt — nach dem Wohlergehen seiner Lieblingspferde. Der große Reitstall hat schon manches kühne Reiterstückchen unseres Kaisers gesehen, der sich hier, völlig unbeobachtet, nicht selten seinen reiterischen Neigungen hingibt. Im Anschluß daran sei noch erwähnt, daß der Kaiser insgesamt in seinem Marstall rund 350 Pferde stehen hat, die allerdings nur zum Teil aus Reitpferden bestehen. Die anderen sind Wagenpferde und dienen zu Fahrleistungen für die Hofküche, den Hofhaushalt und bei festlichen Anlässen.

Der Kaiser an die „kölischen Jongs“.

Es ist erstaunlich, wie es der Kaiser versteht, den Ton zu treffen, wenn er auf seinen Besichtigungen der langen Schlachtfrent die Landesfinder der verschiedenen deutschen Provinzen und Landschaften besucht. Ein hübsches Beispiel dafür ist eine Ansprache, die er an die „kölischen Jongs“ gehalten hat.

Das Reserve-Infanterieregiment Nr. 28, das sich aus Rheinländern, hauptsächlich aus Kölnern, zusammensetzt, hatte am 23. Januar die Ehre, vom Kaiser besichtigt zu werden. Vor dem Eintreffen des Monarchen hielt der Korpskommandeur eine Ansprache, in der er den Heldenmut pries, den das Regiment in vielen Gefechten vor überlegenem Feinde bewiesen hat. Er sagte: er habe die feste Ueberzeugung, daß, wenn das Regiment vorgehe, die Tapferen es dem Feinde gehörig heimzahlen würden. Der Kaiser habe ihm gesagt, er wolle das Regiment sehen, und der Oberste Kriegsherr habe den weiten Weg zu der Reservestellung nicht gescheut. Der Kaiser begrüßte dann die Kölner mit folgenden Worten:

„Ich habe das Reserve-Infanterieregiment 28 hierher bestellt, um ihm Meinen Dank für seine todesverachtende Tapferkeit auszusprechen. Wenn die Infanterie mit dem Bajonett angreift und den Feind vor sich hertreibt, so ist das eine schöne Tat, aber monatelang schweres Artilleriefener abzuhalten, dazu gehört ganz besonderer Mut und besondere Ausdauer. Ihr habt aber bewiesen, daß eure

Tapferkeit in keiner Weise darunter gelitten hat. Ich freue mich, daß die „kölischen Jungs“ ihrem Rufe und dem guten Rufe des rheinischen Armeekorps von alter Zeit her Ehre gemacht haben. Wenn der alte Göben das erlebt hätte, so würde er seine helle Freude an euch gehabt haben. Ich erwarte, daß ihr immerdar euch so halten werdet wie bis zu diesem Augenblick. Ich vertraue, daß die „kölischen Jungs“ das Ihrige dazu tun werden, den Feind völlig niederzuwerfen. Wenn der liebe Gott, wie Ich vertraue und hoffe, uns zum Siege verholfen haben wird, so erwarte Ich, daß ihr „kölischen Jungs“ mit erhobenem Haupte in euere alte, berühmte Stadt einziehen könnt, und daß eure Mädchen auf euch stolz sein können. Adieu, Kameraden!“

Dann fand ein Parademarsch in Gruppenkolonnen vor dem Kaiser statt, den dieser als prächtig bezeichnete.

Der Neujahrsgruß des Kaisers.

Am Ende des Jahres entbot der Kaiser dem gesamten deutschen Heere und der Marine Worte hoher Anerkennung in seinem ebenfalls vom tiefsten Gottvertrauen und unerschütterlicher Zuversicht getragenen Neujahrsgruß, der also lautet:

Großes Hauptquartier, 31. Dezember.

An das deutsche Heer und die deutsche Marine!

Nach fünf Monate langem, schwerem, heißem Ringen treten wir ins neue Jahr.

Glänzende Siege sind errungen, große Erfolge errungen. Die deutschen Armeen stehen fast überall in Feindesland. Wiederholte Versuche der Gegner, mit ihren Heeresmassen den deutschen Boden zu überschwemmen, sind gescheitert.

In allen Meeren haben sich meine Schiffe mit Ruhm bedeckt; ihre Besatzungen haben bewiesen, daß sie nicht nur siegreich zu fechten, sondern, von Übermacht erdrückt, auch heldenhast zu sterben vermögen.

Hinter Heer und Flotte steht das deutsche Volk, in beispielloser Eintracht bereit, sein Bestes herzugeben für den heiligen heimatlichen Herd, den wir gegen frevelhaften Überfall verteidigen. Viel ist im alten Jahr geschehen, noch aber sind die Feinde nicht niedergedrungen; immer neue Scharen wälzen sie gegen unsere und unserer treuen Verbündeten Heere heran, doch ihre Zahlen schrecken uns nicht.

Ob auch die Zeit ernst, die vor uns liegende Aufgabe schwer ist, voll fester Zuversicht dürfen wir in die Zukunft blicken.

Nächst Gottes weiser Führung vertraue Ich auf die unvergleichliche Tapferkeit der Armee und Marine und weiß Mich eins mit dem ganzen deutschen Volk. Darum unverzagt dem neuen Jahr entgegen zu neuen Taten, zu neuen Siegen für das heilige Vaterland!

Großes Hauptquartier, den 31. Dezember 1914.

gez. Wilhelm, I. R.

Der Kaiser als Schmied der deutschen Kriegswaffe.

Alle unsere großen Siege und Erfolge auf dem Kriegsschauplatz zu Lande, zu Wasser und in der Luft kann der Kaiser als sein hauptsächlichstes Verdienst in Anspruch nehmen. Unbeirrt von Gunst und Haß hat er von den ersten Tagen an, wo er die Herrschaft in Händen hielt, in der großzügigsten Form mit klarer Erkenntnis, die Größe genannt werden muß, das Ziel vor Augen gesehen: „Deutschlands Kraft auf allen Gebieten zu stärken.“ Er ist der wirkliche Schmied unserer Kriegswaffe! Er hat nicht nur das Heer kriegsmäßig gemacht und zu einem modernen Kampf geeignet, sondern er hat auch rechtzeitig erkannt, daß wir eine starke Marine und eine starke Luftwaffe notwendig haben. In mehreren Heeresvorlagen wurde das Heer zahlenmäßig vergrößert. Wichtiger aber ist doch die Tatsache, daß der Kaiser einzelne bedeutende Heeresteile bedeutend verstärkt und neu geschaffen hat. Die Infanterie bekam eine neue Waffe. Die Artillerie wurde ungewöhnlich verstärkt. Die Kavallerie wurde verbessert. Maschinengewehrkompanien wurden geschaffen, deren Bedeutung heute im Kriege sich ebenso mächtig erwiesen hat wie die Schaffung der schweren Artillerie des Feldheeres. Jede einzelne dieser mit

wenigen Worten angedeuteten Neuerungen bedeutet ein Baustein zu unseren Siegen, die wir jetzt erringen. Ohne diese Neuerungen wären wir ohnmächtig dem Ansturm der übermächtigen Feinde ausgeliefert gewesen. Der Kaiser hat ferner die Felduniform geschaffen. Ihre ungewöhnliche Bedeutung konnten wir bald nach Ausbruch des Krieges aus der ohnmächtigen Wut der Franzosen erkennen, die sich in den französischen Zeitungen aussprach. Nicht um Nebensächlichkeiten handelt es sich bei der Reform des Kaisers, sondern jede einzelne Neuerung war von grundlegender und gewaltiger Bedeutung. Auf dem Gebiet der Marine hat der Kaiser ähnliches geschaffen. Er hat schon damals vorausgesehen, daß uns „bitter not eine starke Flotte tut“; trotz der gewaltigen Gegnerschaft, die sich dem Kaiser entgegenstellte, sehen wir heute, welch einen richtigen Blick der Kaiser gehabt hat. Schon seine ersten Regierungsmaßnahmen zeigten, welchen Weg der Kaiser gehen wollte: er enthob den General v. Capribi seiner Stellung als Befehlshaber der Marine und stellte Seelente an ihre Spitze. Er ernannte einen Marineoffizier zum persönlichen Flügeladjutanten und schuf die Marinebehörden: das Marinekabinett, das Oberkommando der Marine und das Reichsmarineamt. Damit war die Grundlage zum Ausbau der Flotte gegeben. Die Einzelheiten der weiteren Entwicklung sind zu bekannt, als daß sie der Reihe nach hier aufgezählt zu werden brauchen. Wichtiger ist es, zu zeigen, wie eng der Kaiser per-

jönlich zu seinem Werke steht. Die deutsche Flotte ist tatsächlich das Werk des Kaisers. So stark sein Anteil an der Entwicklung der verschiedenlichsten Gebiete unseres Volkslebens ist: mit keinem ist der Kaiser so eng verbunden wie mit der deutschen Kriegsslotte. Die Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten, um im Volke die Überzeugung von der Notwendigkeit einer starken Flotte zu schaffen, waren nicht gering. Daß sie überwunden wurden, ist fast ausschließlich das Werk und das Verdienst des Kaisers, der seine eigene Person unbeirrt und zielbewußt für die Idee der Flotte einsetzte und für sie mit Herz und Hand, mit Wort und Tat, ja mit Feder und Zeichenstift tätig war. Die Worte: „Bitter not tut uns eine starke Flotte“ und „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser“ haben, so kräftige Schlagworte sie waren, doch lange gebraucht, ehe die Überzeugung von ihrer tiefen Wahrheit Allgemeinbeiz des deutschen Volkes wurde. Das gleiche Interesse nahm der Kaiser an der Einführung der neuen Waffe, der Luftschiffahrt. Er förderte sie auf alle Art, sogar durch Bereitstellung bedeutender Preise. Die Einführung von Luftschiffen, ebenso wie später von Flugapparaten, im Heer fand beim Kaiser bei seiner Stellung zur Luftfahrt die freudigste Zustimmung. Das deutsche Heer verfügte bald nach dem französischen über eine eigene Heeresluftlotte, und nicht lange nach ihrer Einführung war der französische Vorsprung weit überholt. Auch für die Flugtechnik hat der Kaiser mehr als gewöhnliches Interesse.

Als der amerikanische Flieger Orville Wright zum ersten Male in Deutschland richtige Flüge zeigte, erschien der Kaiser persönlich, um das neue Verkehrsmittel kennen zu lernen. Dieser Eindruck muß ein durchaus günstiger gewesen sein, denn bald danach erfolgte bereits die Begründung der Döberitzer Lehranstalt für Militärflieger. Die Weiterentwicklung des deutschen Militärflugwesens, an der der Kaiser hervorragenden Anteil hat, ist bekannt. Die letzte bedeutende Förderung wandte der Kaiser der Flugtechnik zu, als er an seinem Geburtstage im Jahre 1913 den großen Preis von 50 000 Mark für den besten in Deutschland gebauten Flugmotor aussetzte. Die Wirkung dieser Spende wird sich erst in der nächsten Zukunft richtig zeigen. So ist der Kaiser ein freigebiger und verständnisvoller Förderer aller Zweige der deutschen Luftschiffahrt vom Beginn seiner Regierungszeit an bis heute gewesen.

Der Kaiser als Oberbefehlshaber im Kriege.

Welche Stellung hat der Kaiser als Oberbefehlshaber im Kriege? — Rechte und Pflichten. — Der Kaiser und die Marine. — Der Kaiser und die Rechte der Bundesfürsten. —

Die Einheitlichkeit des deutschen Heeres.

Ueber die Rechte und Pflichten des Kaisers als Oberbefehlshaber des deutschen Heeres ist die Öffentlichkeit wenig unterrichtet. Bald nach Aus-

bruch des Krieges begab sich der Kaiser zu seinem Heere, um nach der Sitte seiner Ahnen inmitten seiner Truppen zu weilen, wenn das Schicksal des Reiches auf den Schlachtfeldern entschieden wird. Der Große Kurfürst und Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm III. und Wilhelm I. waren die leuchtenden Beispiele, denen er folgte, als er am 16. August 1914 durch einen Erlaß den Berlinern mittheilte, daß der Fortgang der kriegerischen Ereignisse ihn nötigte, sein Hauptquartier von Berlin zu verlegen. War auch der tatsächliche Vorgang wie bei allen anderen Hohenzollern im Kriege der gleiche geblieben, so war doch etwas ganz neues zum ersten Male in Erscheinung getreten. Noch nie war bisher in dieser Gestalt der deutsche Kaiser als Oberster Kriegsherr ins Feld gezogen. Es hatte die in den gewaltigen Tagen des Krieges 1870/71 erfolgte Einigung der deutschen Stämme eine Neuordnung der Stellung unseres Kaisers im Kriege im Gefolge gehabt, die Dank der Friedensliebe des Kaisers bisher noch niemals wirksam geworden war. Wir wissen, daß das deutsche Heer sich aus verschiedenen Armeen deutscher Bundesstaaten, wie z. B. Bayern und Sachsen, zusammensetzt, die selbst wiederum monarchisch regiert werden. Es ist darum keine müßige Frage, wie in dieser Beziehung im Kriege die Befehlsgewalt des Kaisers gestaltet ist. Endlich ist der Kaiser noch Oberbefehlshaber der Marine, die wiederum eine andere Verfassung aufweist, als das deutsche Heer: Genug Fragen, welche die Übernahme des



Oberbefehl durch den Kaiser nicht nur als einen bedeutsamen militärischen, sondern auch als einen besonderen politischen Vorgang erscheinen lassen. Schon aus diesen kurzen Andeutungen, welche das Gebiet näher umgrenzen, erkennt man, welche Fülle von Begriffen und rechtlichen Bestimmungen in dem Augenblicke wirksam wurden, als der Kaiser sich an die Spitze seines Heeres stellte. Wir wissen, daß der Kaiser im Felde nicht nur Oberbefehlshaber des Heeres und der Marine, sondern auch die höchste Spitze des Staates ist. Aus diesem Grunde befindet sich auch der Reichskanzler mit den Organen der Regierung im Großen Hauptquartier.

Die leitenden Gedanken bei den gesetzlichen Bestimmungen erwuchsen aus der Erkenntnis der Notwendigkeit, daß in den Zeiten der Not die Einheitlichkeit der Führung gewahrt und sicher gestellt werden müsse, damit das deutsche Heer der Fels sei, an dem alle Angriffe unserer Feinde zerbrechen.

Die „Einheitlichkeit“ des deutschen Heeres ist durch mehrere Bestimmungen gewährleistet. Dem Kaiser als Oberbefehlshaber ist die gesamte Landmacht unterstellt. Der Kaiser hat die Gliederung und Einteilung der Kontingente und die Garnison, sowie nach Art. 63 der Reichsverfassung die Mobilmachung eines jeden Teiles des Reichsheeres zu bestimmen. Ferner hat der Kaiser als Oberbefehlshaber die Höchstkommandierenden zu ernennen. (Die kommandierenden Generale des sächsischen Armee-corps werden auf Vorschlag des Königs von

Sachsen durch den König von Preußen, der kommandierende General des württembergischen Armeekorps dagegen wird durch den König von Württemberg nach vorheriger Zustimmung des Kaisers ernannt.) Ferner ernennt der Kaiser alle Offiziere, welche Truppen, mehr als ein Kontingentsheer befehligen und alle Festungskommandanten. Alle deutschen Truppen müssen dem Befehle des Kaisers unbedingt Folge leisten, was sie auch im Fahneneid beschwören. Der Kaiser hat die Berechtigung Festungen anzulegen, nach Art. 65 und kann bei Bedrohung der öffentlichen Sicherheit jeden Teil des Bundesgebietes in Kriegszustand erklären. Er hat das Recht der Zustimmung bei der den Landheeren zustehenden Ernennung von Generale und den Generalstellen versehenen Offizieren. Ferner hat der Kaiser die Inspektion des gesamten Heeres. Einige Bundesstaaten wie Württemberg, Bayern und Sachsen haben mehrere Hoheitsrechte bewahrt, die in der Selbständigkeit der Verwaltungen sowie der Militärgerichtsbarkeit und in mehreren landesherrlichen Befugnissen zum Ausdruck kommen, so daß unser gesamtes deutsches Heer aus vier Kontingenten besteht, nämlich aus dem preußischen, bairischen, württembergischen und sächsischen. Die verantwortlichen Berater der einzelnen Kontingente sind die Kriegsminister. Für den Kaiser als Oberbefehlshaber ist nicht der preußische Kriegsminister sondern der Reichskanzler verantwortlich.

Der Kaiser bestimmt die Organisation und Zu-

jammensetzung der Kriegsmarine, er hat die Befugniß, die Offiziere zu ernennen, die ihm den Fahneide leisten. Die Kaiserliche Marine, für die das Reich die Ausgaben bestreitet, ist bekanntlich aus der preußischen Marine entstanden, ohne daß die anderen Bundesstaaten daran einen Anteil hätten. Die preußische Kriegsflotte ging im Jahre 1867 auf den Norddeutschen Bund über. Anders verhält es sich mit dem Heere. Ob es ein „Kaiserliches Heer“ wie eine „Kaiserliche Marine“ gibt, ist eine noch unbestrittene Frage. Die von den einzelnen Bundesstaaten gebildeten Heere haben grundsätzlich nach der Verfassung ihre Landesmilitärhoheit bewahrt. Durch Übereinkünfte haben allerdings eine Reihe von Bundesstaaten mit Ausnahme von Bayern, Württemberg und Sachsen ihre Militärhoheit auf Preußen übertragen. So gibt es im Frieden vier Kontingente, das preußische, bairische, württembergische und sächsische Heereskontingent. Im Frieden ist das bairische Heer besonders, das einen Teil des deutschen Heeres bildet, doch ein in sich geschlossenes Ganzes, das unter dem allgemeinen Oberbefehl des Königs von Bayern steht. Trotzdem aber ist das deutsche Heer, wie wir aus dem Verlaufe des Krieges auch ohne Vorkenntnisse ersehen können, durchaus einheitlich. Einer der wichtigsten Punkte, welche in dieser geschlossenen Einheit verborgen, besteht darin, daß die gesamte Landmacht unter dem Oberbefehl des Kaisers steht. Auch die Mobilisierung des Reichsheeres kann nur vom Kaiser

Der Kaiser in Feldgrau

angeordnet werden. Die Vorrechte, die nun der Kaiser als Oberbefehlshaber hat, sprechen sich darin aus, daß alle deutschen Truppen in dem Fahneneid das Gelöbniß aussprechen, dem Kaiser Treu und Gehorsam zu leisten. Während in den andern Bundesstaaten dieses Versprechen sofort hinter dem treuen Gelöbniß für den betreffenden Bundesfürsten eingeschaltet ist, schwören die bayerischen Soldaten am Schlusse des Fahneneides, daß sie im Kriege dem Befehle Seiner Majestät des deutschen Kaisers als Bundesfeldherrn unbedingt Folge leisten wollen. Wir ersehen auch hier wieder eine kleine Abweichung der sonstigen Form bei dem bayerischen Heere, die in der Sonderstellung des bayerischen Heeres im Frieden begründet ist. Diese Sonderstellung wurde in dem Bündnisvertrage vom 23. November 1870 festgelegt. Im Kriege fallen aber auch diese Vorrechte Bayerns fort.

Im großen und ganzen kann man sagen, daß im Kriege der Kaiser die Einheitlichkeit der gesamten deutschen Wehrmacht repräsentiert. Es ist das treue Zusammengehörigkeitsgefühl, das in erster Reihe alle deutschen Stämme vereinigt und zu einer einheitlichen Macht gestaltet. Dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme kommt im Kriege eben in der Sonderstellung des Kaisers als Oberbefehlshaber zum Ausdruck. Die oberste Heeresleitung hat ihren Sitz in dem Großen Hauptquartier, das eine Reihe von Beratern des Kaisers umfaßt. Hier werden die Mäße geschmiedet, die auf die Kriegslage und die

Gestaltung der Kämpfe Einfluß haben. Durch regelmäßige Vorträge des Chefs des Generalstabs des Feldheeres sowie des Kriegsministers, wird der Kaiser stets über den Stand der Dinge im Kriege auf dem Laufenden gehalten. Die Stellung des Oberbefehlshabers ist nicht nur eine ungeheure Machtstellung, sondern sie schließt auch eine furchtbare Verantwortung in sich ein, denn das Recht, die obersten Leiter zu ernennen, hat die schwere Verantwortung im Gefolge, auch die richtigen Männer an die richtige Stelle zu setzen. Der Kaiser hat aber bewiesen, daß er den richtigen Blick für die Fähigkeiten seiner Generale hat.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
1. Kapitel Wie der Kaiser zum Kriege fuhr . . .	5
2. " Die Ausrüstung des Kaisers	21
3. " Der Kaiser an seine Berliner	26
4. " Ein Tag des Kaisers im Felde	31
5. " Der Kaiser mit seinen Söhnen im Felde	34 1/2
6. " Soldat und Bürger	37
7. " Beim Kaiser und Kanzler im Hauptquartier	59
8. " Der Kaiser und die Kriegsgefangenen .	63
9. " Der Kaiser im Schlüßengraben	67
10. " Der Kaiser bei der Gulaschkanone	73
11. " Der Kaiser bei den Verwundeten	77
12. " Der Kaiser und seine Feinde	81
13. " Der Kaiser und Hindenburg	91
14. " Der Kolonialbesitz des Kaisers	105
15. " Der Kaiser in Feindesland	107
16. " Der Kaiser als Schmied der deutschen Kriegswaffe	122
17. " Der Kaiser als Oberbefehlshaber im Kriege	125

Bei Kaisers

Aus dem Familienleben des Kaiserhauses

45. Auflage

Preis broschiert M. 2.—, gebunden M. 3.—

„Wer verfolgt nicht mit lebhafter Anteilnahme alles, was aus dem Leben des Kaisers und der Seinen verlautet. Sein Lebenskreis, seine Familie, seine Gedankenwelt, die vielen von uns lebenslang fremd bleiben würde, ist uns durch dieses Buch nahegebracht. Mancher, den sein Beruf an die Scholle kettet, wird mit Freude im Geist an den Reisen, an den Berufspflichten seines Landesherrn teilnehmen und manche Hausfrau wird gern die Beschreibung des Heims und den schlichten Lebensgewohnheiten der hohen Frau, von dem innigen, liebevollen Familienleben der Gatten lesen. Hier treten sie uns auch fern von aller Zeremonie und Etikette des Hoflebens als schlichte Privatleute entgegen, sie kommen uns menschlich nahe. Die eingestreuten heiteren Episoden kennzeichnen das herzliche, sympathische Familienleben in unserem Kaiserhause treffend. Ein Buch, das alle Deutschen lesen sollten.“

Berliner Blatt.

Bei Kronprinzens

Aus dem Familienleben des Kronprinzenhauses

Nach Aufzeichnungen eines Hofmannes

35. Auflage

Preis broschiert M. 2.—, gebunden M. 3.—

Das Kronprinzenpaar genießt im Volk eine ungewöhnliche Liebe und Verehrung. Diese Tatsache ist mit der künftigen Stellung des Kronprinzenpaares nicht allein zu erklären, da die Zuneigung des Volkes einen ganz bestimmten persönlichen Einschlag hat und, losgelöst vom Höfischen und Zeremoniellen, eine natürliche und fast verwandtschaftliche Wärme aufweist. Diese Erscheinung läßt sich nur mit den Charakteren des Kronprinzen und der Kronprinzessin begründen. Es ist die Anmut und der Liebreiz der Kronprinzessin, ihre natürliche heitere Art, sich in der Öffentlichkeit zu geben, ihre Güte und Hilfsbereitschaft in allen Fällen der Not, die ihr in so wenigen Jahren die Liebe des ganzen deutschen Volkes errungen hat. Und beim Kronprinzen ist es die Ungezwungenheit und jugendliche Natürlichkeit, seine Begeisterung für alle schönen vaterländischen Gedanken, seine leidenschaftliche Hingabe an den Dienst für das Vaterland, die ihm bei allen Teilen des Volkes eine so große Sympathie erworben haben. Nicht zuletzt ist es das schöne Familienleben bei Kronprinzens, das weite Kreise des Volkes mit Stolz und Befriedigung erfüllt. Dieses Buch soll dazu dienen, manches Unbekannte von dem künftigen deutschen Herrscherpaar zu erzählen.

R a m e r a d e n !

Mein Vermächtniß an das Heer

von

Fürst Gebh. Leber. von Blücher

Mit einleitendem Briefe von

Generalleutnant W. von Unger

8. Auflage

Preis geheftet M. —.50, gebunden M. 1.—

Das Vermächtniß Blüchers an das Heer — ein Schriftstück, in dem der sterbende „Marschall Vorwärts“ zusammenfaßt, was er den Kämpfern, mit denen er so viele Schlachten siegreich schlug, und was er den Erben dieser Kämpfer über Geschlechter hinaus zum Heil des geliebten Bodens, auf dem sie stehen, als besten Schatz seiner Erfahrung und seines Lebens auf die Seele binden will, hat sich angeeignet und sucht Gehör. Der in dem Vorwort zum Abdruck gelangte Brief des Generalleutnants von Unger ist das beste Zeugniß für den hohen Wert, den die Verbreitung der Schrift in diesen Tagen hat.

Neu erschien: **Abenteuer eines deutschen Handwerksburschen in drei Weltteilen** von Wilhelm Erdmann.

2. Auflage. — Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

Das Buch gehört zweifellos zu den besten seiner Art. Was Wilhelm Erdmann, der Maurergeselle aus Bromberg, von seinen Fahrten in drei Weltteilen zu erzählen hat, ist nicht nur durch die Erlebnisse selbst — u. a. das Erdbeben von Messina und die Revolution in der Türkei — überaus spannend und fesselnd. Ihren ganz besonderen Wert hat die Schrift durch die drastische Darstellung, die erfüllt ist von wirklicher Lustigkeit und einem starken Schuß Spitzbubenwitz und Galgenhumor. Er führt uns durch Frankreich, Italien, Sizilien, Ägypten, durch die Wüste nach Jerusalem, wo er am Bau der Marienkirche mitschaffen darf; er erzählt uns, wie Handwerksburschen leben und fechten, wie sie lustig und traurig sind, wie sie als „blinde Passagiere“ selbst über das Meer fahren, wie sie festgenommen, eingesperrt und abgeschoben werden und auf solche Weise Länder, Menschen und — Gefängnisse kennen lernen.

Rotta: Das bist Du! Aus dem Leben einer Ästhetin
Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

Zwei Kräfte kämpfen in dem mit Meisterhand charakterisierten, künstlerisch feinnervigen Helden dieses Buches: natürliche großzügige Liebe gegen degenerierte Sinnelust. Die durch die unmittelbare Frische der Darstellung wie ein Erlebnis wirkende Schilderung gibt mehr als eine Episode. Es ist ein Bekenntnisbuch von dauerndem Wert.

Ein „aktuelles“ Buch voll genialen Weitblicks:

1954 Ein satirisches Bild von E. Münter
Preis: 60 Pfg.

Ist es wirklich mit der urschöpferischen, gestaltenden, erneuernden Kraft des menschlichen Geistes vorbei? Darauf gibt Münter in seinem satirischen Zukunftsbilde eine frappant deutliche Antwort. Die hier von Menschengestalt auf dem Gebiete der Luftschiffahrt und der gesamten Technik bis zum Jahre 1954 geschaffenen Werke, die er vorführt, bedeuten wohl das Extremste, Gewagteste und Kühnste, was je eines Dichters Phantasie erfunden hat. Das von seltsamem romantischen Glanze durchwehte Buch ist stembenehmender Spannung gelesen werden, keine verletzende Schärfe und keinen flammenden Humor und viel Poesie enthält.

Johannes Baum Verlag, Berlin NW 87
in 12 und franco.



Bei Hindenburg

Von seinem Leben
und seinem Wirken

10. Auflage

Preis broschiert M. 2.—, gebunden M. 3.—

Wenn irgend etwas dem Bedürfnis der Deutschen heute entspricht, so ist es eine eingehende Schilderung des Lebens desjenigen Mannes, der, wie kaum je ein anderer zuvor, zum Helden unseres Volkes geworden ist. Kein Wunsch lebt stärker in der Seele jedes einzelnen von uns, als derjenige, von Hindenburg zu erfahren, den Befreier Ostpreußens, den Eroberer Polens näher kennen zu lernen. Es ist nicht des Deutschen Art, seinen Helden in abstandslose Ferne zu entrücken, noch ihn in feierlich-heimeligen Kult zu hüllen. Das mag späteren Jahrhunderten vorbehalten bleiben, denen der Name Hindenburg sicherlich als Träger unklarer Legenden überkommen wird. Wir wollen mit unserem Helden leben, wir wollen den Mann, für den heute jeder Deutsche eine heilige Empfindung des Dankes und der Verehrung hegt, in unserer Nähe haben, um ihn besser zu kennen, und wenn das möglich wäre, besser noch zu lieben. Diesem Bedürfnis kommt das Buch entgegen, das keine trockene Zusammenstellung weissenhafter Daten, keine leblose Anhäufung aneinander gereihter Einzelheiten ist, sondern eine lebendige, klar und fesselnd geschriebene Schilderung des Werdens und Wirkens des Mannes enthält, dessen Namen auf aller Lippen schwebt, dessen Bild in jedes Deutsche eingegraben ist.

hat. ... chen Ein ... schwebt, dessen Bild in jedes Deutschen
... stent
... e keine
... guten

Johannes Baum Verlag, Berlin NW 87,
L. u. f. and franko.